Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Talmi.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Erster Band.

v. Zobeltitz, Talmi. I.

N. 9.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis jeden Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich. Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 M. 50 Pf.)

Ueber „Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" schreibt das „Prager Tagblatt":

Die Engelhornsche Bibliothek hat sich seit den vierzehn Jahren ihres Bestandes beim deutschen Lesepublikum in erfolgreichster Weise Eingang zu verschaffen gewußt, und es gibt heute kaum ein Haus, in dem nicht auch die bekannten roten Bändchen zu finden wären. Die Billigkeit im Vereine mit der tadellosen Ausstattung und der sorgfältigen, aber doch nicht engherzigen Auswahl des Gebotenen lassen diesen großen Erfolg begreiflich erscheinen — und zugleich erfreulich. Denn durch das Engelhornsche Unternehmen ist der Verbreitung jener minderwertigen und schädlichen Litteratur, die sich leider so vielfach in Haus und Familie des deutschen Mittelstandes eingenistet hatte, wirksam entgegengetreten worden. An Stelle jener seichten, abgeschmackten und den Geschmack verderbenden Lektüre gute geistige Kost gesetzt und für solche in weiten Volkskreisen das Bedürfnis geweckt zu haben, ist ein großes Verdienst der Engelhornschen Romanbibliothek. Ein weiteres Verdienst ist, daß diese — wie bereits erwähnt — ihren Lesern auch die besten fremdländischen Autoren in vortrefflichen Uebersetzungen zugänglich macht. Außer zahlreichen Werken englischer, amerikanischer und französischer Autoren finden wir in den bisherigen Jahrgängen auch die italienische, polnische, russische, skandinavische, spanische und ungarische Romanlitteratur durch hervorragende Werke vertreten.

All' dies berechtigt zu dem Wunsche, daß das Unternehmen sich auch weiterhin von demselben Streben leiten lassen möge; dann werden die beliebten „Rotröcke" zu den vielen alten Freunden gewiß noch manchen neuen erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von **50 Pf.** für den broschierten und **75 Pf.** für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3. Conway, Aus Nacht zum Licht.
4. Praed, Zéro.
5. 6. Gréville, Wassilissa.
7. Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah.
10. Braddon, Unter der roten Fahne.
11. Halévy, Abbé Constantin.
12. Verga, Ihr Gatte.
13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15. Theuriet, Gérards Heirat.
16. Gréville, Dosia.
17. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19. Norris, Eheglück.
20. Kielland, Schiffer Worse.
21. Colombi, Ein Ideal.
22. Conway, Dunkle Tage.
23. Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
3. Lindau, Helene Jung.
4. Bret Harte, Maruja.
5. Die Sozialisten.
6. Halévy, Criquette.
7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10. Farjeon, Zu fein gesponnen.
11. Kielland, Gift.
12. — Fortuna.
13. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
15. Farina, Aus des Meeres Schaum.
16. Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
19. Feuillet, Die Verstorbene.
20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
23. v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24. Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band
1. 2. Pemin, Die Versaillerin.
3. Braddon, In Acht und Bann.
4. Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
7. About, Pariser Ehen.
8. Marryat, Hanna Warners Herz.
9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11. Gréville, Savelis Büßung.
12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14. Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16. Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17. Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18. Reade, Ein einfach Herz.
19. 20. Malot, Baccarat.
21. Norris, Mein Freund Jim.
22. Sienkiewicz, Hanna.
23. de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25. Conway, Lebend oder tot.
26. de Bonnières, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band
1. 2. Haggard, Eine neue Judith.
3. Ohnet, Schwarz und Rosig.
4. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6. Pemin, Jahre des Gärens.
7. Lafontaine, Gute Kameraden.
8. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10. Malot, Zita.
11. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12. Voß, Kinder des Südens.
13. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis.
15. Farjeon, Die Herz-Neune.
16. 17. Ohnet, Sie will.
18. v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19. Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20—22. Daudet, Der Nabob.
23. Burnett, Der kleine Lord.
24. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26. Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band
- 1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
- 3. Daudet, Der Unsterbliche.
- 4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
- 5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
- 7. Was der heilige Joseph vermag.
- 8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
- 9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
- 11. Kielland, Schnee.
- 12. Claretie, Jean Mornas.
- 13. 14. Wood, Auf der Fährte.
- 15. v. Roberts, Satisfaktion.
- 16. Gravière, Die Scheinheilige.
- 17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
- 19. Peschkau, Frau Regine.
- 20. de Maupassant, Zwei Brüder.
- 21. 22. Sarina, Mein Sohn.
- 23. Gréville, Dosias Tochter.
- 24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
- 25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band
- 1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
- 3. de Tinseau, Eine Sirene.
- 4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
- 5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
- 7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
- 8. Conway, Wunderbare Gaben.
- 9. 10. Ohnet, Letzte Liebe.
- 11. Voß, Die Sabinerin.
- 12. Memini, Mia.
- 13. 14. Croker, Diana Barrington.
- 15. v. Heigel, Der reine Thor.
- 16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
- 17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
- 19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
- 20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
- 22. Serao, Achtung Schildwache.
- 23. Rabusson, Salonidylle.
- 24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
- 26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band
- 1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
- 3. Ohnet, Die Seele Pierres.
- 4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
- 5. 6. Aïdé, Imogen.
- 7. Daudet, Port Tarascon.
- 8. Hope, Ein Mann von Bedeutung.
- 9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
- 11. Norris, Die Erbin.
- 12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
- 14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
- 15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
- 16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
- 18. Peschkau, Noras Roman.
- 19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
- 20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
- 22. Jeffer, Aus den Papieren eines Wanderers.
- 23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
- 24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
- 26. de Renzis, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band
- 1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
- 3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
- 4. Feuillet, Künstlerehre.
- 5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
- 7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
- 8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
- 9. 10. Remin, Ein Genie der That.
- 11. Poradowska, Mischa.
- 12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
- 14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
- 15. Mairet, Eine Künstlerin.
- 16. 17. Gunter, Miß Niemand.
- 18. Heyse, Das Marienkind.
- 19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
- 20–22. Daudet, Jack.
- 23. Der schwarze Koffer.
- 24. Mairet, Der Affenmaler.
- 25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfzehnter Jahrgang. Band 9.

Talmi.

Roman

von

Hanns von Zobeltitz
(H. von Spielberg).

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1898.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Baron Bruno trat aus dem Schlafzimmer in sein Arbeitsgemach. Der Diener folgte ihm und drückte geräuschlos die Thür ins Schloß. Dann eilte er an seinem Herrn vorbei, um die Vorhänge des gegenüberliegenden Eingangs zum Frühstückszimmer auseinander zu ziehen.

Aber Baron Bruno trat nicht über die Schwelle. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf den für drei Personen gedeckten Tisch, der, aus der Mitte des großen Zimmers fort, nach dem Fenster zu gerückt schien.

„Mein Bruder noch nicht auf?“

„Der Herr Oberstlieutenant sind noch beim Ankleiden, Herr Baron.“

„War Fräulein von Gaddern schon unten?“

„Zu Befehl, Herr Baron. Gnädiges Fräulein sind in der Wäschekammer.“

„Geh hinüber, Ernst: Ich lasse das gnädige Fräulein zum Frühstück bitten.“

Der Baron trat in sein Arbeitszimmer zurück und an seinen Schreibtisch. Hier lag die ziemlich umfangreiche Morgenpost, Briefe und Drucksachen. Er sah sie

flüchtig durch, meist nur die Aufschriften der Umschläge betrachtend. Dann schien er endlich einen Brief in die Hand bekommen zu haben, den er erwartet hatte. Er öffnete das Schreiben mit umständlicher Sorgsamkeit, und über sein glattes Gesicht ging ein kurzes befriedigtes Lächeln, als er die wenigen Zeilen des Inhalts gelesen hatte. —

„'n Morgen, Bruno!“

Der Baron wandte sich und streckte dem älteren Bruder die Hand hin. „Guten Morgen, lieber Fritz,“ sagte er mit seiner etwas verschleierten Stimme. „Gut geschlafen, — die erste Nacht auf Schloß Trunberg?“

„Leidlich, mein Teuerster. Mir ging allerlei dummes Zeug im Kopf herum, Gedanken über meine dienstliche Thätigkeit in der nächsten Zeit und noch allerlei andres, über das ich heute mit dir sprechen muß. Gestern abend war's ja nicht möglich. Deine Gaddern war nicht einen Augenblick außer Sicht oder Hörweite.“

„Unangenehmes, Fritz?“ Der Schloßherr hob mit einer leisen Gebärde des Abwehrens die Hand. „Wenn du es mir ersparen kannst — ich bin heute am allerwenigsten aufgelegt.“

Der Bruder schüttelte den Kopf. „Das wird dir wohl nichts helfen, mein Junge. Um es kurz zu machen: Unsre teure Mama hat mir geschrieben. Der Brief gilt uns beiden; sie fühlt sich in Stellhausen plötzlich über die Maßen einsam, hat schmerzliche Sehnsucht nach ihren Kindern — und kündigt uns, oder eigentlich dir, ihren Besuch an.“

„Um aller guten Götter willen!“ Der jüngere

fuhr aus seiner etwas apathischen Haltung auf. „Nein, Fritz, nur jetzt nicht. Bei aller kindlichen Rücksicht — weder du noch ich können Mama jetzt hier brauchen. Es ist wirklich unmöglich!“

„Kindliche Rücksicht, — sehr hübsch gesagt! Einfach rührend!“ Der Oberstlieutenant lachte. Man sah es nur, man hörte es nicht. „Wir wollen die schöne Empfindung aber lieber beiseite lassen. Im Grunde stimme ich dir ja durchaus bei. Mama mag doch Schwester Margit besuchen, um ihrer unbezwingbaren mütterlichen Sehnsucht Genüge zu thun.“

Sie sahen sich einen Moment ins Auge, beide von dem gleichen Gedanken erfüllt. Dann sagte der Oberstlieutenant kurz: „Aber nun komm frühstücken, — es ist wirklich Zeit.“ Und sie schritten nebeneinander zum Frühstückszimmer.

Fast um Haupteslänge überragte die breitschulterige Gestalt des Offiziers den schmächtigen, feingliedrigen Bruder. Sie sahen sich auch sonst durchaus nicht ähnlich, — vielleicht bis auf einen ewig suchenden Ausdruck in den hellblauen Augen. Der Oberstlieutenant war eine stattliche, militärisch schöne Erscheinung. Die energisch geschnittenen Züge zeigten die gesunde Röte eines Mannes, den sein Beruf viel in die freie Luft führt; der lange blonde, sorgfältig gepflegte Vollbart war am Kinn ausrasiert. Baron Bruno schien aus weicherem Holz geschnitzt. Sein hübsches Gesicht hatte etwas Rokokomäßiges, Zierliches, wozu der kleine Schnurrbart à la Haby, der heute morgen sicher schon unter der Bartbinde gewesen war, vortrefflich paßte.

Während der jüngere Bruder bereits in voller Toilette war — dunkler Jackettanzug von englischem Schnitt —, trug der ältere zu den hohen Lackstiefeln und den Uniformbeinkleidern eine schwedische Lederjoppe. Genau die gleiche, wie jene „historische", in der ganzen Armee bekannte, die der Chef des Militärkabinetts zu tragen pflegte.

„Deine Gaddern läßt warten, wie es scheint," meinte der Oberstlieutenant, als sie an den Frühstückstisch traten. „Hör 'mal, Bruno, ein bißchen unter dem Pantoffel stehst du doch."

Ehe der Schloßherr etwas erwidern konnte, wurde aber die Thür zum Flur geöffnet, und die langjährige Hausdame — beide Brüder waren Junggesellen — trat ein. Eine ältere Dame von vornehmer Erscheinung, mit einem klugen, nicht hübschen, aber ansprechenden Gesicht unter schlohweißem Haar. Aus der ganzen Art, wie sie die Herren begrüßte, oder richtiger, deren Grüße entgegennahm, ging sofort hervor, daß sie sich auf Schloß Trunberg längst eine sichere Stellung geschaffen hatte. Ihre Haltung Baron Bruno gegenüber hatte nicht selten etwas Schwesterliches, ihr Ton bisweilen einen fast mütterlich fürsorglichen Klang, während sie dem Bruder dann und wann in einer feinen, nur ihm verständlichen Wendung zu markieren wußte, daß sie sich ihm gegenüber anders, fremder zu stellen wünsche.

Mit hausfraulicher Gewandtheit und dabei mit fast jugendlicher Anmut wartete sie ihres Amtes am Theetisch, mit einem einzigen Blick dirigierte sie den

Diener, — mit großer Sicherheit lenkte sie das Gespräch. Sie sprach von dem Offiziercorps des Regiments in der unmittelbar benachbarten Residenz, an dessen Spitze der Oberstlieutenant soeben gestellt worden war, und das er selbst noch nicht genauer kannte; es mußte ihm angenehm sein, in so feinfühliger Weise orientiert zu werden. Dann sprach sie vom Hofe.

„A propos, liebe Freundin!“ schaltete Baron Bruno ein. „Ich empfing vorhin einige Zeilen vom Hofchef des Prinzen Ottokar. Es wird dich auch interessieren, Fritz: Dein einstmaliger Reisegefährte will mir die Ehre geben, in der nächsten Woche mein Gast zu sein.“ Er sagte es, wie man von einer angenehmen, aber keineswegs überraschenden Nachricht spricht. Ganz gelang es ihm jedoch nicht, den absichtslosen Ton zu treffen. Und die leise Erregung zitterte auch noch in seinen nächsten Worten nach: „Wie werden wir die Herrschaften logieren, liebe Freundin? — Sie kommen auf drei bis vier Tage, schreibt Freund Infingen.“

Fräulein von Gaddern gab kurz und knapp ihre Meinung ab; Schloß Trunberg war ja groß genug und vollauf eingerichtet, hohen Besuch zu empfangen. Während sie sprach, lehnte sich der Oberstlieutenant weit zurück und wandte, scheinbar uninteressiert, den Kopf seitwärts, dem offenen Fenster zu, als wolle er lediglich den prächtigen weißen Pfau betrachten, der dort draußen auf dem Bassinrande des plätschernden Springbrunnens sich brüstete. Erst als die Zimmerfrage geregelt war, beugte er sich wieder vor und fragte, wie beiläufig: „Die Prinzeß kommt auch mit, Bruno?“

Der Bruder nickte, sichtlich froh gestimmt. „Infingen schreibt, Ihre Durchlaucht freue sich ganz besonders, Trunberg kennen zu lernen! Du bleibst natürlich oben, Fritz. Schütze mir nicht den Dienst vor; in einer halben Stunde bringen dich meine Rappen bis vor die Kaserne."

„Nein, Bruno, — ich danke dir sehr. Aber ich gehöre zu meinem Regiment. Gerade in der ersten Zeit am meisten. Es würde mir verdacht werden, wollte ich bei dir bleiben. Nein — nein! Suche mich nicht umzustimmen. Morgen spätestens ziehe ich hinunter nach dem ‚Erbprinzen', bis sich eine passende Wohnung findet." Er sprach es mit einer Entschiedenheit, die jede Widerrede unmöglich machte.

Der Diener trat an den Schloßherrn heran und flüsterte ihm etwas zu. Bruno Pflaune erhob sich sofort. „Verzeih, Fritz, mein Arzt ist drüben; du leistest Fräulein von Gaddern wohl noch etwas Gesellschaft?"

„Immer noch Doktor Bernhaupt —?"

„Jawohl, Fritz! Ich bin gleich wieder zurück."

Einige Augenblicke saßen sich Fräulein von Gaddern und der Oberstlieutenant schweigend gegenüber. Er zerkrümelte ein Restchen Weißbrot zwischen den weißen, etwas starken Fingern; sie machte sich an der Theemaschine zu thun.

„Nehmen Sie noch eine Tasse, Herr von Pflaune?" Sie vermied als Norddeutsche aus altadliger Familie stets, dem Namen der Brüder den „Baron" hinzuzusetzen.

„Ich danke sehr, gnädiges Fräulein!"

Er schwieg wieder. Aber dann hob er ein wenig den Kopf. „Was ist eigentlich aus der Tochter des Doktors geworden, gnädiges Fräulein? Wie hieß sie doch . . . Ella . . . richtig! Ist sie noch bei dem Vater?"

„Gewiß, Herr von Pflaune," erwiderte die Hausdame mit einiger Verwunderung im Ton. „Wo sollte sie anders sein?"

Der Oberstlieutenant hatte aus der letzten Krume seiner Semmel sich kunstreich ein kleines Herz geknetet. Er schnippte es jetzt beiseite und sagte: „Ich hörte einmal, sie wolle Lehrerin werden; das veranlaßte meine Frage. Ist sie übrigens so hübsch geworden, wie sie zu werden versprach, gnädiges Fräulein?"

Die Antwort war wieder sehr kurz: „Man sagt, Fräulein Bernhaupt sei eine Schönheit." Es lag etwas entschieden Abwehrendes in der Auskunft, mehr noch im Ton, als in den Worten. Auch erhob sich Fräulein von Gaddern und überließ, hausfrauliche Pflichten vorschützend, den Oberstlieutenant sich selbst.

Er saß noch einige Minuten, in Gedanken versunken, am Frühstückstisch. Dann stand er auf und trat in das Arbeitszimmer des Bruders, das sehr große Gemach langsam durchschreitend. Bald hier, bald dort blieb er stehen, um irgend einen der vielen Kunstgegenstände, die Baron Bruno hier um sich versammelt, zu betrachten; er nahm wohl auch einmal eine zierliche Meißener Gruppe vom Borde oder drehte eine Bronze von Barbedienne um, aber alles doch ohne eigentliches Interesse. Nur an einem niederen geschnitzten Schrank machte er längeren Halt und musterte aufmerksam die

doppelte Reihe von Photographieen auf der schön gebeizten Fläche, eine jede gleichmäßig in ganz glattem, schmalem Goldrahmen. Fast auf jedem Bildnis stand der eigenhändig geschriebene Name, bisweilen auch ein kurzer freundschaftlicher Widmungsgruß irgend einer hohen Persönlichkeit oder einer Künstlergröße von Weltruf. Der Oberstlieutenant lächelte ein wenig spöttisch, aber doch auch ein wenig neidisch: „Was der Junge mit seiner Bärenjagd für ein Glück hat!“ murmelte er leise vor sich hin. „Nun, das Beste machen wohl die alte Gaddern und die berühmte Gastfreundschaft von Trunberg — mir kann's schließlich nur lieb sein!“

Da hörte er die weiche Stimme seines Bruders hinter sich und wandte sich schnell um.

Baron Bruno stand an der Thür des Schlafzimmers und neben ihm Doktor Bernhaupt, ein schlicht aussehender alter Herr.

„Es hat gar nichts auf sich, Herr Baron. Wirklich nicht!“ hörte der Oberstlieutenant den Arzt sagen. „Eine leichte Nervenanspannung — einige Tage Ruhe, und Sie sind ganz frisch.“

„Soll ich Brom nehmen?“

„Nein — nein! Nur Ruhe, früh ins Bett und viel frische Luft, Herr Baron.“

Die Herren schüttelten sich die Hände, und erst im Fortgehen bemerkte der Arzt den Offizier. Er verbeugte sich ziemlich steif, der Oberstlieutenant that das Gleiche. Dann geleitete der Schloßherr Doktor Bernhaupt bis zum Ausgang, und hier sagte er: „Schönste Grüße an Fräulein Ella! Hoffentlich sehen wir Sie beide recht

bald einmal freundschaftlich bei uns. Fräulein von Gaddern hat schon gescholten, daß sich Fräulein Ella so rar macht."

Als der Arzt nach einem kurzen Dankeswort gegangen war, trat Baron Bruno zu dem Bruder heran. Er sah ein wenig verstimmt aus. „Warum begrüßtest du meinen guten Nothelfer denn so förmlich, Fritz, fast unfreundlich?" sagte er vorwurfsvoll.

„Ich gab der Form nach den Gruß, meine ich, genau so zurück, wie er mir geworden war."

Der Jüngere zuckte die Achseln, warf sich in den Schreibsessel und begann, seine Briefe durchzusehen. Der Oberstlieutenant nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

Plötzlich machte er am Arbeitstisch Halt und sagte: „Sag 'mal um des Himmels willen, Bruno, warum quälst du dich immer noch mit diesem altmodischen Dorfdoktor? Es gibt unten in Villau doch gewiß ganz tüchtige Aerzte!"

„Ich bin mit ihm zufrieden. Er kennt meine Natur am besten — kurz, ich habe noch nie das Bedürfnis nach einem andern ärztlichen Beistand gehabt." Baron Bruno sprach es, ohne aufzusehen, anscheinend ganz in einen der vielen Bettelbriefe vertieft, die tagtäglich auf den Schreibtisch des Millionärs einliefen.

„Mir ist der Mann immer wenig sympathisch gewesen!"

„Das weiß ich — leider."

„Du mußt zugeben, Bruno, er paßt — ganz abgesehen von seiner ärztlichen Eignung — wenig oder

gar nicht zu dir. Und nun erst recht nicht in die Gesellschaft, die du über alles in der Welt liebst.“ Der Oberstlieutenant lachte wieder sein spöttisches, unhörbares Lachen; da aber der Bruder nicht antwortete, sondern wenigstens scheinbar ruhig weiter las, begann er aufs neue das Zimmer mit langen Schritten zu durchmessen.

Nach einigen Minuten kehrte er jedoch an den Schreibtisch zurück. „Laß einmal die Briefe, Teuerster,“ sagte er gereizt. „Hör mich an: ich glaube, es ist wirklich Zeit, dir über dich selbst klaren Wein einzuschenken. Dieser Doktor Bernhaupt ist dir nämlich herzlich gleichgültig. Aber für die kleine Ella Bernhaupt hattest du immer ein Faible — schon als sie noch in ganz kurzen Röckchen ihre runden Wädchen zeigte. Bruno, — laß dir raten: sie werden dich einfangen . . .“

Auf dem Antlitz des andern war eine jähe Röte emporgestiegen. Er zerknitterte den Brief, den er in der Hand hatte, und warf ihn zu Boden. Und dann sprang er auf und gab sehr entschieden, mit einer Heftigkeit, die mit seinem sonstigen Wesen gar nicht recht im Einklang stand, zurück: „Ich bitte dringend, Fritz, von Fräulein Bernhaupt nicht in diesem Ton zu sprechen. Ueberhaupt, Fritz: kehre vor deiner Thür. Ich werde zu thun wissen, was ich zu thun habe!“ —

Zweites Kapitel.

Es ging in Villau das dunkle Gerücht, daß Seine Königliche Hoheit, der regierende Herzog, in jenen nun um ein halbes Menschenalter zurückliegenden Tagen, da er noch ein junger flotter Erbprinz war, ein nicht ganz seltener Gast in der kleinen Weinstube von Karl August Theodosius Dunse gewesen sei. Man zeigte sogar noch eine Hinterpforte, durch die der „Herr“, wie der Herzog in den intimeren Hofkreisen kurzweg genannt wurde, das düstere Stübchen meist gewonnen haben sollte, um dem Gaffen der Marktleute zu entgehen; bei lokal-patriotischen Gelegenheiten begehrten die Stammgäste „Herrenwein“, einen alten weißen Bordeaux, von dem das weitere dunkle Gerücht ging, daß der Erbprinz ihm eine besondere Verehrung gewidmet hätte. Im Laufe der langen Zeit mußte der rechte Jahrgang menschlichem Ermessen nach freilich längst ausgetrunken worden sein, aber Papa Dunse schien doch immer noch eine verstaubte und spinnweb-überzogene Flasche Peyraguey in einer Ecke seines großen Kellers zu finden, und er brachte sie mit einer so feierlichen Miene in dem länglichen Eingießkörbchen an den Stammtisch, daß es eitel Frevel gewesen wäre, an der völligen Uebereinstimmung ihres übrigens wirklich untadeligen Inhaltes mit dem Original-Herrenwein zu zweifeln. Selbstverständlich prangte seit Menschengedenken auch über der Firma Karl August Theodosius Dunse das herzogliche Wappen, und der Herr Hoflieferant und Stadtrat war ebenfalls schon seit Menschengedenken

mit der vierten Klasse des herzoglichen Hausordens belastet.

Das alles verlieh der kleinen Weinstube einen gewissen Nimbus. Aeußerlich war sie sonst nichts weniger als vornehm. Im Gegenteil! Um zu ihr zu gelangen, mußte man durch den schmalen Delikatessenladen, der den Grundstock des Geschäftes gebildet hatte, und an dem das Herz des alten Dunse so sehr hing, daß er ihn trotz alles Drängens seines modernen Aeltesten nicht aufgeben wollte. Ein leiser, undefinierbarer Geruch nach Wurst, Schinken, geräucherten Fischen, Apfelsinen, verschiedenen Käsesorten wehte bisweilen bis in die anstoßende Weinstube selbst, und deren Ausstattung war auch so einfach wie nur möglich. Einige alte langgestreckte, ungedeckte Mahagonitische, an den Wänden Bänke, stark abgenutzte Rohrstühle, Lithographieen des herzoglichen Paares und des alten Kaisers, in einer Ecke ein großer Kachelofen und davor auf einem Borde das Konversationslexikon, die Rangliste und ein paar Zeitungen, als Beleuchtungsmittel zwei Gasarme ohne Glocken — das war das Ganze. Aber die beste Gesellschaft der Residenz verkehrte trotzdem in § 11, wie die Weinstube genannt wurde, und die Herren wünschten gar keine Veränderung in der Einrichtung. Als Herr Dunse der Jüngere einmal auf den verwegenen Gedanken gekommen war, die drei gewaltigen hölzernen Aschbecher, die fast wie Totenurnen aussahen, durch hübsche blanke Nickelbecher zu ersetzen, hatte der Kammerherr von Kalding einen solchen Lärm geschlagen, daß die neuen Aschbecher schleunigst wieder mit den tausend

ehrenvolle Brandwunden aufweisenden Urnen vertauscht werden mußten.

Das einzige Fenster der Weinstube ging auf den Marktplatz hinaus. Hier saß, wie fast alltäglich zwischen ein und zwei Uhr, der Major a. D. von Hellbach, der seit einem Jahrzehnt in der kleinen Pensionopolis lebte. Dunse senior, ein kleines verhutzeltes Männchen mit einem runden, schwarzseidenen Tuchkäppchen auf dem kahlen Kopfe, hatte ihm soeben persönlich — Kellner gab es in § 11 nicht — den üblichen Schoppen Roten gebracht und war am Tisch stehen geblieben, mit jener Mischung von Devotion und Selbstbewußtsein in der Haltung, die ihm den seltsamen Spitznamen „der stolze Regenwurm“ eingetragen hatte.

Einige Augenblicke wartete er, ob der Major ihn nicht ansprechen würde. Als dies aber ausblieb, schob er die Spitze der Zunge durch die trockenen Lippen, hüstelte dann ganz leise und meinte: „Gestern abend ist ja auch unser neuer Herr Regimentskommandeur gekommen, Herr Oberstwachtmeister!“

Der Major nickte nur.

„— von Schloß Trunberg nämlich, wo der Herr Oberstlieutenant bei dem Herrn Baron Bruder waren. Ja,“ — die spitze Zunge feuchtete schnell noch einmal die Lippen an — „angekommen und im ‚Erbprinzen‘ abgestiegen. Auch die Pferde sind schon gekommen. Mein August hat sie gesehen, prachtvolle Tiere. Vier Reitpferde, sagt er, und zwei Wagenpferde, meint er. Ja, — dazu ein Bereiter, — kein Bursche, ein Zivilist.“ Eine kleine Pause. Und dann die schnelle Frage:

„Kennen der Herr Oberstwachtmeister vielleicht den Herrn Oberstlieutenant?"

„Nein, lieber Herr Dunse."

Der Alte schob mit etwas zitterigen Händen die Aschenurne auf dem Tisch ein wenig von dem Gaste weg. Er trippelte dann bis zum nächsten Tisch, legte dort einige Zeitungsblätter aufeinander und kam zurück getrippelt. „Fünf Pferde, Herr Oberstwachtmeister. Ja, — und zwei Vollblut darunter, hat der Stallmeister Seiner Hoheit zu meinem August gesagt. Ja, — nun ja, er ist ja der Herr Bruder von dem Herrn Baron auf Schloß Trunberg. Es ist doch sehr hübsch, daß er gerade unser Regiment bekommen hat. — Ja, — und —"

Nun mußte Herr von Hellbach doch lächeln. „Lieber Herr Dunse," meinte er dann, „was machen Sie für Umschweife. Sagen Sie's doch gerad' heraus: Sie wollen wissen, ob Herr von Pflaune vielleicht der rechte Mann ist, Ihre leerstehende erste Etage zu mieten?"

„Nun, — ja nun, Herr Oberstwachtmeister, man ist doch Geschäftsmann —."

„Also, um Ihre berechtigte Wißbegier zu befriedigen, soweit ich dazu imstande bin: Er ist unverheiratet, und Sie werden daher Ihre acht Zimmer wohl noch weiter auf dem Halse behalten müssen. — Da ist übrigens mein Sohn; holen Sie ihm nur auch gleich seinen Schoppen!"

Quer über den Marktplatz kamen drei Hauptleute in Paradeuniform auf die Weinstube zu. Schon von weitem grüßten sie den alten Herrn am Fenster. Er

stand auf und schüttelte jedem der Eintretenden herzlich die Hand. Dem Sohne gab er als Zugabe noch einen kleinen Klaps auf den Arm.

„Nun?“ Es klang doch lebhafte Neugier durch den Ausruf.

„Reitet schneidig — schneidige Erscheinung — schneidige Rede,“ gab Hauptmann Kerbach zurück. „Schneidig kam in seiner Ansprache an das Regiment dreimal, in seinen uns gewidmeten Worten fünfmal vor. Ich hab's gezählt.“ Die andern lachten, und der älteste der drei Herren rief in den Laden: „Herr Dunse, bringen Sie mir mal schneidig schnell einen schneidigen Mosel!“

„Jawohl, Herr von Miller; — einen Bernkastler Doktor, August!“

„Und was sagst du, Hasso? Wie gefällt er dir?“

Hauptmann von Hellbach — er war erst seit einem halben Jahr Compagniechef — antwortete nicht sofort. Er drehte ein Weilchen an seinem Glase. „Gut!“ sagte er aber dann doch mit einer gewissen Entschiedenheit. „Er macht den Eindruck eines Mannes, der da weiß, was er will. Ich hatte gefürchtet, er würde ein weichliches Modepüppchen sein, wie der Trunberger. Das ist er aber jedenfalls nicht.“

Der Wirt brachte den Wein. Die Unterhaltung wurde abgebrochen.

„Der Hasso ist und bleibt Optimist vom reinsten Wasser.“ Hauptmann von Miller nahm das Wort wieder auf. „Wer Augen hatte, zu sehen, und Ohren, zu hören, der konnte sich heute bei der Regimentsüber-

gabe nur den einen Vers machen: ‚Na, wartet einmal, ihr Knackers, ich werde euch aufmöbeln! Auf Draht will ich euch ziehen.‘ Natürlich klangen die Worte ganz anders. In ihnen wirbelte es durcheinander von ‚ehrenvoller Aufgabe‘, ‚ausgezeichnetem, altberühmtem Regiment‘, ‚außerordentlicher Gnade des Allerhöchsten Kriegsherrn‘ und so weiter. Na — ich weiß, was ich weiß: mein Köfferchen ist schnell gepackt.“

„Sie übertreiben, Miller.“

„Denke gar nicht daran! Ich habe mich in Berlin, bei seinem alten Regiment, erkundigt. Gerade als ich auf den Kasernenhof trat, gab mir der Briefbote die Antwort. Wollen Sie sie sehen, Herr Major!“ Er legte eine Postkarte auf den Tisch.

Herr von Hellbach nahm die Karte, betrachtete sie und schob sie dann lachend zurück. „Zum Zeichendeuter bin ich nicht geboren, Herr von Miller.“

Die beiden andern beugten sich über die Karte. Sie enthielt kein geschriebenes Wort, nur eine höchst anspruchslose Zeichnung. Unten in einer Ecke ein Auge und von ihm ausgehend einen langen, nach oben gerichteten Pfeilstrich.

„Aber, Papa, das ist doch höchst einfach: Er sieht nur nach oben! Das Signalement lautet auf Strebertum in der höchsten Potenz.“

Sie lachten wieder fröhlich, und der alte Herr meinte: „Es wird nicht so schlimm sein. Er war nur kurze Zeit, ich glaube knapp zwei Jahre, bei der Garde, und wer dort hineinschneit, muß sich halt höllisch zusammennehmen — zumal so kurz vor dem Regiments-

Kommandeur. Dabei kommt man leicht in den Verdacht, ein Streber zu sein."

Wes das Herz voll ist, geht der Mund über. Das Gespräch drehte sich noch geraume Zeit um den neuen Kommandeur. Seine militärische Vergangenheit wurde genau erörtert, und es wurde festgestellt, daß er in einem thüringischen Regiment eingetreten, aber vielfach abkommandiert und zweimal mit Vorteil versetzt worden sei. Kerbach wußte auch noch zu berichten, daß Baron Pflaune kurz vor dem letzten Feldzug als Begleiter eines kleinen Prinzen eine Reise um die Welt gemacht habe; er sei erst nach den Entscheidungsschlachten heimgekehrt und dann in das Ersatzbataillon gesteckt worden. „Daher hat er das Kreuz nicht — der Schmerz seines Lebens."

„Es ist das auch ein hartes Schicksal für einen Soldaten," schloß der alte Major die Unterhaltung. „Ich kann ihm diesen Kummer nachempfinden."

Draußen klapperte ein Wagen über das schlechte Pflaster und hielt vor dem Laden. Hauptmann von Hellbach, der von seinem Platz die Thür übersehen konnte, rapportierte ungefragt: „Doktor Bernhaupt."

„Allein?" fragte Miller lächelnd.

„Nein, Fräulein Bernhaupt ist auch im Wagen."

Flugs drehten sich alle Köpfe dem Fenster zu. Hauptmann von Miller lehnte sich weit hintenüber, Kerbach schob sich so weit nach vorn, als der Tisch nur zuließ, und der Major stand kurz entschlossen auf, zog seinen langen schwarzen Gehrock glatt und trat an das Fenster: „So alt bin ich denn doch nicht, um nicht eine

Freude an 'nem hübschen Gesicht zu haben!" Dabei winkte er dem Doktor und seiner Tochter, die soeben mit dem aus dem Laden herausgesprungenen Dunse junior verhandelte, freundschaftlich zu.

Ella Bernhaupt war aber auch wirklich eine Schönheit. Fräulein von Gaddern hatte nicht zu viel gesagt. Ihr Gesicht hatte etwas von dem Madonnentypus der Präraphaeliten, ein sanft gerundetes längliches Oval, ein feines Näschen, einen kleinen herben Mund und große dunkle, langbewimperte Augen, über die sich schön geschwungene Brauen wölbten. Eigentümlich kontrastierten diese dunklen Augen mit dem aschblonden Haar, das in einem starken Knoten unter dem kleinen Hut sichtbar war.

„Ach was," meinte der alte Hellbach lachend, „warum soll man sich so etwas Hübsches nur aus der Ferne ansehen. Nicht wahr, Kinder?" Und er öffnete das Fenster. „Guten Morgen, Herr Doktor! Guten Morgen, gnädiges Fräulein! Wollen Sie Herrn Karl August Theodosius Dunse und mir nicht die Ehre auf eine Schoppenlänge erweisen? Ihr guter Christian fährt Ihren alten, ehrwürdigen Klapperkasten derweile hinüber in den Schatten unsres nicht minder ehrwürdigen Rathauses."

Der Doktor war aus dem Wagen gestiegen und drückte den Herren durch das geöffnete Fenster die Hand. Nun sah er etwas verlegen nach seiner Tochter zurück. „Es geht nicht, Papa," wehrte sie ab. „Oder, wenn du willst, spreche ich während der Zeit bei Frau Effermann vor."

„Nein, nein, Kind! Wir fahren zusammen!“ Mit einem ganz leisen Seufzer und einem komisch entsagungsvollen Blick auf die Flasche Bernkastler, die Miller im Hintergrund verlockend in die Höhe hob, wollte sich der Doktor wieder entfernen. Aber der Major hielt ihn fest: „So haben wir nicht gewettet, Freundchen. Ihr Töchterchen meint's auch gar nicht so bös, sie geniert sich nur, in dieses berühmt-berüchtigte § 11 einzutreten. Aber wenn der Papa dabei ist, und ich alter würdiger Greis“ — er strich sich den dichten schlohweißen Schnurrbart — „kann sie's schon wagen. Wahrhaftig, auf meine Verantwortung!“ Und da hatte er auch schon seinen Hut in der Hand. „Werd' mal selbst in diplomatischer Mission ausziehen.“

Ein schlechter Diplomat schien Herr von Hellbach nicht zu sein. Wenigstens hier war er siegreich. Die junge Dame errötete zwar leicht, als er an den Wagen trat, sie sträubte sich auch noch ein weniges, aber schließlich stieg sie aus. Stolz wie ein Triumphator führte der alte Herr sie am Arm in die Weinstube, im Vorübergehen dem dienernden Adolf einen Wink gebend: „Eine Kupferberg Gold!“

Der Sohn war ein wenig hinter seine Kameraden zurückgetreten. Als der letzte begrüßte er Ella Bernhaupt, die ihm unbefangen die Rechte reichte. Aber er allein beugte sich über die schlankgegliederte Hand.

„Hierher, gnädiges Fräulein,“ rief der Vater jovial. „Auf meinen Stammsitz. Papa rechts — ich links. Fast hätte ich gesagt: Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte. Aber ich bin wohl ein

mangelhafter Prophet, und Sie, Fräulein Ella, Sie sind gewiß kein Weltkind."

Sie lächelte leise, und dabei verloren ihre Züge den herben Ausdruck, sogar ein kleines Schelmengrübchen wurde auf der linken Wange sichtbar. „Sagen Sie das nicht, Herr Major! Ich bin ein ganz echtes Weltkind. Papa hat mir sogar vorhin erst eine kleine Vorlesung über meinen Leichtsinn gehalten."

„Oho! Nehmen Sie sich vor mir in acht, Herr Doktor. Ich schlage mich unbedingt in das Lager Ihres Töchterchens."

Der Arzt schüttelte lachend den Kopf. „Glauben Sie ihr doch nicht, Herr Major. Ella wünschte durchaus, ich sollte mir einen neuen Hut kaufen" — er hing gerade seinen grauen Hut auf den Riegel und strich nun noch einmal liebevoll über den Filz. „Ich rufe Sie alle zu Zeugen auf: Wäre das nicht unerhörte Verschwendung? Ich trage ihn erst im fünften Jahre."

Der Schaumwein kam, der Major ließ es sich nicht nehmen, selbst einzuschenken. „Also das erste Glas auf das Fräulein Weltkind! Alle Wetter, Fräulein Ella, — Sie sind wirklich leichtsinnig. Papas Bibi ist einfach prachtvoll, unersetzlich. Ich wette, in wieder fünf Jahren wird er sich auch noch weigern, einen neuen zu kaufen. Es ist eben sein — Doktorhut! Und die Patienten würden ihn nicht für voll ansehen, wenn er mit einem neuen Hut käme."

„Was macht Ihr liebliches Neuhütte, gnädiges Fräulein?" fragte Hauptmann Kerbach. „Ist der Frühling schon voll eingezogen?"

Ella Bernhaupt nickte: „Es grünt und blüht, Herr Hauptmann. Sogar Papas Frührosen haben schon dicke Knospen. Aber den Schloßgarten von Trunberg sollten Sie erst sehen, — so früh ist der Lenz noch nie gekommen, glaube ich."

Ueber das offene Gesicht des jungen Herrn von Hellbach hatte sich auf einen Augenblick ein leiser Schatten gebreitet, als Ella den Schloßgarten von Trunberg erwähnte. Er beugte sich ein wenig vor und fragte: „Waren Sie kürzlich oben, gnädiges Fräulein?"

„Heut' in aller Morgenfrühe schon, Herr von Hellbach!" gab sie unbefangen zurück. „Papa mußte zu Baron Pflaune, und ich benutzte die Gelegenheit, Fräulein von Gaddern zu besuchen."

„Ist der Baron nicht wohl?" warf der Major ein.

„Eine leichte Nervenabspannung — nichts weiter." Um die Lippen des Arztes spielte ein ganz leiser Spott. „Der gute Baron ist ein wenig ängstlich."

Hauptmann von Hellbach hatte sich wieder aufgerichtet. „Er ist verweichlicht — vom Nichtsthun, der gute Baron!" sagte er plötzlich mit solcher Schärfe, daß ihn die Kameraden erstaunt ansahen.

In die glatte Stirn des jungen Mädchens grub sich eine leise Falte, und ihre Lippen zuckten, als unterdrücke sie mit Mühe eine Entgegnung. Auf einen Moment senkten sich die Lider über die Augen; dann hoben sie sich sofort wieder, und Ellas Blick schweifte zu dem Vater hinüber, mit einem Ausdruck, als wollte sie sagen: „Entgegnest du nicht darauf?"

Aber es bedurfte dessen nicht. Doktor Bernhaupt schüttelte leise den Kopf und nahm von selbst die Verteidigung seines Patienten auf: „Sie thun dem Baron unrecht, lieber Herr von Hellbach, wirklich unrecht, nach zwei Seiten hin. Einmal ist er in der That eine sehr sensitive Natur, und es wäre besser für ihn, er lebte stiller und zurückgezogener, als er es nun einmal thut. Dann aber ist er keineswegs unthätig — er bethätigt sich nur in andrer Weise, als wir Männer, die unsern festen Beruf haben. Er liest sehr viel und keineswegs nur leichte Lektüre; seine Kunstliebhaberei ist nicht gemacht, sondern echt, und sie kostet ihm nicht nur Geld, sondern auch viel Zeit. Er hat eine ausgebreitete Korrespondenz."

„Aber es fehlt ihm dann eben der rechte Beruf; es ist alles, was er thut, doch mehr oder weniger Spielerei." Der Hauptmann blieb hartnäckig bei seiner Ansicht. Und die schroffe Art, wie er sie äußerte, drohte, einen kleinen Mißton in den Kreis zu tragen. Da schlug zum Glück der Major dem Sohn auf die Schulter: „Junge, brich über deinen eigenen Vater nicht so hart den Stab. Der thut nun auch schon seit zehn Jahren nichts — wie ich ihn kenne, noch weniger als der Baron. Pflaune liest und schreibt wenigstens, wie wir eben gehört haben. Na, — ein bißchen lese ich ja auch — aber schreiben? Pfui Spinne — Pardon, Fräulein Ella — schreiben mag ich nur das Allernotwendigste."

Die Herren hatten gar nicht bemerkt, daß inzwischen die Ladenthür aufgegangen war. Erst als jetzt die Thür zur Weinstube selbst geöffnet wurde,

schauten sie auf. Und die drei Hauptleute erhoben sich sofort.

Oberstlieutenant Baron Pflaune war in Begleitung des ältesten Stabsoffiziers seines Regiments eingetreten.

Er erwiderte die Verbeugung der Herren, und es schien einen Augenblick, als wolle er an deren Tisch treten. Aber dann wandte er sich an Major Keller und deutete auf einen Tisch am andern Ende des Zimmers. Dort nahmen beide Platz.

Die lebhafte Unterhaltung hüben war verstummt. Den Offizieren erschien die Situation ein wenig peinlich. „Keller hätte ihn auch zu uns heranbringen können!“ raunte Miller seinem Nachbar zu. Der aber zog die Achseln hoch: „Man sah es ihm ja an, daß er nicht mochte. Und wenn du jetzt ’rüberblickst, kannst du ihm weiter ansehen, daß er übelster Laune ist.“

In der That — Kerbach mochte recht haben. Der Oberstlieutenant hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und schien nur mit halber Aufmerksamkeit den Worten des Majors zuzuhören, der eifrig von Kammerbeständen, von der dritten Garnitur und von der Anschaffung einiger neuer Nähmaschinen für die Regimentshandwerksstätten sprach.

Er musterte, das Einglas im Auge, mit etwas verächtlichem Ausdruck das verräucherte Lokal, und dann und wann schweifte sein Blick unauffällig zu der Gruppe am Fenster.

„Kennen Sie Doktor Bernhaupt auch persönlich, Herr Major?“ unterbrach er plötzlich sein Gegenüber.

Der Major wußte sich die unvermittelte Frage nicht recht zu deuten. Da er aber aus dem Ton, in dem sie gethan, eine gewisse Gegnerschaft herauswitterte, so hielt er es als vorsichtiger Mann für geraten, etwas gedehnt zu antworten: „Jawohl, Herr Oberstlieutenant, — oberflächlich. Ich traf ihn einigemal bei Ihrem Herrn Bruder.“

„Verkehren unsre Herren bei ihm?“

„Ich glaube — einige, Herr Oberstlieutenant. Bestimmt kann ich es nicht sagen.“

„So, — so!“ Baron Pflaune brach ab und ging nun endlich auf die nächste Sohlledersubmission ein, die dem Major so sehr am Herzen lag.

Drüben hatte Hauptmann von Hellbach leise gefragt: „Soll ich dich vielleicht unserm Kommandeur vorstellen, Papa?“ Aber der Major blickte ihn verwundert an: „Nein, lieber Junge! Ich dächte, es wäre an ihm, sich mir vorstellen zu lassen —.“ Er sagte es ohne jede Pikiertheit, aber wie etwas Selbstverständliches.

Bald darauf brach der Doktor mit seiner Tochter auf. Auch die übrigen Herren gingen, nachdem sie mit dem Kommandeur noch eine Verbeugung gewechselt hatten.

Langsam schlenderten Vater und Sohn über den Marktplatz ihrer gemeinsamen Wohnung zu. Der Hauptmann schien ganz in Gedanken versunken. Plötzlich sagte er: „Weißt du eigentlich, Papa, wie lange Baron Pflaune schon Trunberg hat?“

„Als ich nach Mamas Tode herzog — wart’

einmal, also vor elf Jahren —, wohnte er schon dort. Ich meine auch einmal gehört zu haben, der Vater hätte Trunberg gekauft. Aber jedenfalls hat's der Sohn erst ausgebaut. Früher soll's ein jämmerlicher Kasten gewesen sein, eine halbe Ruine."

„Die Pflaunes sind junger Adel — nicht wahr, Papa, — ganz jung gebacken?"

Der Major lachte gutmütig. „Na ja — das sind sie. Aber was schadet's, wenn's honette, ordentliche Leute sind. Der Alte hat sich drüben hinter den Bergen" — er machte eine Handbewegung nach Westen, — „seinen Wappenbrief gekauft. Das ging damals so. Sie machten da die lustigsten Barone. Einen kannt' ich, der hieß Baron Lepperhose, und er streifte nachher dicht am Zuchthaus vorbei. Und von dem berühmten Baron Cahn — übrigens ein ehrenwerter Herr — hast du doch auch gehört. Der alte Pflaune war auch ein Ehrenmann. Nur, daß er zuletzt wohl 'n bißchen den Hochmutsvogel kriegte."

Der Sohn sah erstaunt auf. „Hast du ihn denn gekannt? Davon hast du ja nie gesprochen, Papa."

„Wozu denn auch, Junge?" Der alte Herr zwinkerte gut gelaunt mit den Augen. „Der Trunberger hört's gewiß nicht gern, — thörichterweise. Aber weshalb soll man dem harmlosen, liebenswürdigen Menschen, der nur einen Fehler hat, den Vornehmheitspips nämlich, wehe thun, indem man's unter die Leute bringt?"

„Was denn, Papa?"

„Ach, laß mich zufrieden, Hasso, ich bin keine Klatschbase.“

Schweigend gingen sie ein Stück Wegs weiter. Dann fragte der Sohn wieder: „Irrst du auch nicht, Papa? Neulich sah ich das Pflaunesche Wappen — der Oberstlieutenant hatte an den Regimentsadjutanten wegen der Unterbringung seiner Pferde geschrieben, und Neuheim brachte den Brief mit zu Tisch —, das Wappen macht, soviel ich von Heraldik verstehe, nicht den Eindruck, als sei es neu konstruiert.“

Ueber das Gesicht des alten Herrn zuckte es, als ob er ein Lachen gewaltsam unterdrückte. „Sie blasonierten ihre Wappen da drüben manchmal ganz hübsch,“ entgegnete er. „Serenissimus war bei allen seinen Fehlern auch ein gescheidter Herr, der seinen Spaß liebte. Hast du dir das Pflaunesche Wappen genau angeguckt?“

„Jawohl, Papa. Im Schilde einen Eberkopf und auf dem Helme denselben wiederholt.“

„Richtig! Und das ist des Vaters Pflaune besonderer Chagrin gewesen. Er hätte es sich gewiß gern noch einmal zwanzigtausend Mark kosten lassen, wenn der Herzog ihm das Wappen geändert hätte. Aber darin war Seine Hoheit komisch: ‚Die Pflaunes sollen den wohlverdienten Schweineschädel behalten!‘ resolvierte er kurz. Und nun genug, — und noch einmal: ein anständiger Kerl war der alte Pflaune. Ich habe ihn nie anders kennen gelernt, und wir haben doch vor Olims Zeiten auf der Klitsche manchen Handel abgeschlossen.“ — —

Drittes Kapitel.

„Hübsch wohnen thut ihr, Kinderchens — alles, was wahr ist. Nur n' büschen lärmrich. Aber das kommt vielleicht man bloß mich — —"

„— — mir!"

„Also mir — danke schön, Grete — also mir so vor. Denn nach die Stille in Stellhausen klappert's mir hier ganz schrecklich in den Ohren, wenn ihr auch den schönen Asphalt vor der Thüre habt. Und nu erst in der Leipzigerstraße. Ich konnt's gar nicht mehr aushalten, und wie ich in den Buß kletterte —"

„Aber, Mama! Du in den Omnibus? Das hättest du nicht zugeben dürfen, Lotti! Wie konntest du nur —."

„Großmama wollte doch durchaus!"

„Na und warum denn nich, Grete? Für einen Böhm sind wir durch die halbe Stadt gejuckelt. Langsam ging's ja man, und geklappert hat's auch sehr. Aber angekommen sind wir doch. Und der Lotte hat's sogar Spaß gemacht. Was, Lottchen?"

Charlotte Menger blickte mit ihren schönen schwarzen Augen zuerst etwas schüchtern zu der imposanten Mama empor. Aber dann sagte sie doch: „Spaßig war's schon, Großmama. Ich war noch nie im Omnibus gefahren."

Die Mama zuckte die vollen Schultern. Sie galt noch immer für eine schöne Frau, obschon sie etwas sehr stark aus dem Leim gegangen war. Anlage dazu hatte sie freilich schon als junges Mädchen gehabt, und

der Pensionswitz hatte bereits Fräulein Margarete Pflaune die „Venus von Kilo“ getauft. Aber das Gesicht war noch immer interessant. Frau Menger ähnelte ihrem Bruder, dem Oberstlieutenant, nur hatte sie große dunkle Augen, gleich der Tochter. Es schien fast die einzige äußerliche Erbschaft mütterlicherseits, denn Lotte Menger war im übrigen ein schmächtiges Ding, fast überschlank für ihre zwanzig Jahre. Nicht häßlich, nicht hübsch, aber mit einem sanften, liebenswürdigen Ausdruck im Gesicht. „Sie wird sich schon noch machen!“ sagte die Mama nun schon seit Jahren. „Wenn sie nur etwas mehr aus sich herausgehen wollte.“

Die Baronin Pflaune saß in dem großen Lutherstuhl hochaufgerichtet. Die Enkelin hatte ihr ein Kissen hinter den Rücken geschoben, aber die rüstige Greisin lehnte sich nie an. Und ihre fleißigen Hände wollten nimmer ruhen. Auch jetzt sagte sie: „Hol' mir doch meinen Strickstrumpf, Lottchen!“ Und dann klapperten die Nadeln ununterbrochen.

„Ja, wenn ich noch für euch stricken könnte, Kinderchens! Aber ihr tragt ja man doch bloß seidne --!“

„Großmama, im Winter hab' ich doch die Strümpfe angezogen, die du mir gestrickt hast — als ich die Influenza gehabt hatte.“

„Na ja, da kommen denn mal Großmuttern ihre wollnen zu Ehren, Kind. Aber sonst — —. Und was die Jungens sind, die wollen erst recht nichts von meinen Strümpfen wissen, und für den Fritz thäten sie bei den Manövern gerade not. Aber die sind nun

mal so.“ Die Nadeln klapperten noch lebhafter, und plötzlich rief die Greisin: „Herr Jemine, da hab’ ich wahrhaftig ’ne Masche verloren.“ Und sie beugte sich tief über den Strumpf. Die Augen waren das einzige, was sie bisweilen an ihre hohen Jahre erinnerte.

„War denn Onkel Fritz viel bei euch, wie er hier stand?“ fragte sie dann, nachdem der kleine Schaden ausgeglichen war.

Frau Menger schüttelte den Kopf und schürzte wortlos die Lippen. Aber die Enkelin meinte begütigend: „Er hatte ja so sehr viel Dienst, Großmama. Und bisweilen kam er doch.“

„So — bisweilen? Na, oft scheint es ja also nicht gewesen zu sein.“

„Wir haben es nicht entbehrt,“ warf die Tochter ein.

„Das glaub’ ich dir nun nicht, Grete. Thu’ nur nicht so, — mir machst du kein X vor’n U. Denn wenn ich auch ’ne einfache alte Frau bin, so viel weiß ich doch, daß ihr den Fritz gerne viel in eure Salohns —“

„— Euren Salons, Mama!“

„Danke schön, Grete, — in euren Salons gesehen hättet. Denn —“

„Wollen wir das Thema nicht lieber fallen lassen, Mama? Es führt nur zu unnötigen, unerquicklichen Erörterungen.“

„Wie du willst, Grete. Ich wollte ja auch nur sagen, man soll nicht zu empfindlich sein. Du mein Gott, bin ich’s denn? Und ich hätte am Ende ’n büschen Grund. Aber dazu bin ich zu verständig. Denn

ich sage mir immer: die Jungens haben so ihre Kreise, und da paß' ich nu mal nicht hinein. In eure ja eigentlich auch nicht. —"

Die Tochter hatte nur ein kurzes: „Ich bitt' dich, Mama!" Aber Lotti eilte an die Seite der Großmutter, nahm die Hand der Matrone und küßte sie: „Großmama!" sagte sie eifrig. „Wie du nur so reden kannst. Du weißt doch, wie lieb wir dich haben. Und Papa hat erst neulich erklärt: eine klügere und bessere Schwiegermama als dich hätte er gar nicht finden können."

„Na ja — na ja, Lotteken!" Die Greisin streichelte zärtlich die schmalen, blassen Wangen. „Du meinst's schon gut mit mir. Ich weiß — ich weiß's ja. Und der Papa mag das ja gesagt haben. Ich bin ja auch eben gar nicht empfindlich. Und am liebsten bliebe ich ja auch ganz still in Stellhausen, wo mich die Leute alle kennen, wie ich nu einmal bin. Aber da kommt denn doch manchmal die Sehnsucht —."

Frau Menger hatte sich erhoben und war an einen der Bücherschränke getreten, welche die ganze eine Wandfläche des großen Zimmers füllten. Sie öffnete die Thür, und — nur aus dem Bestreben heraus, das Gespräch um jeden Preis auf ein andres Gebiet zu lenken — sagte sie, auf eine kleine Reihe winziger Bände deutend: „Da hat Bernhard ja wieder einige neue Elzeviers gekauft. Das sehe ich jetzt erst."

„Hat er? Das sind die kleinen Büchelchen — nich wahr, Kind? Er hat mir mal davon erzählt. Zeig' doch mal her!"

Bedächtig zog die Baronin ein Futteral aus der Tasche, setzte die goldene Brille auf und beschaute aufmerksam das Liliputbuch mit dem schönen, altertümlichen Einband, die Blätter mit dem schmalen Text und dem breiten, weißen Rande. Bedächtig legte sie den Band dann vor sich auf den Tisch. „Ich versteh' ja nichts von. Aber ich freue mich immer, daß Menger seinen Spaß daran hat."

„Einen Spaß, der Unsummen kostet."

„Na, Grete, du sparst doch erst recht nicht. Und Menger hat's ja doch wohl dazu, und was Schlechtes ist da sicher nicht dabei. Und dann — sonst hat dein Mann ja auch nicht viel von seinem Leben."

„Wie meinst du das nun wieder, Mama?" fragte die Tochter gereizt.

„Ach weißt du, so den ganzen Tag an der Börse und im Geschäft und dann müde nach Haus und gleich wieder in den Frack und in die Gesellschaft — viel Ruhe hat er nicht, mein' ich bloß. Und ich finde, er sieht auch schlecht aus, Grete."

„Bernhard hat eine sehr zähe Natur. Das weiß ich am besten!" gab Frau Margit scharf zurück. Sie warf den Elzevier achtlos in den Schrank und schloß: „Ich muß übrigens an meine Toilette denken — für den Bazar im Kolonialheim. Für dich wär's auch Zeit, Lotte."

„Ich möchte gern bei Großmama bleiben, wenn du erlaubst, Mama!"

Die Mutter zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann sagte sie kurz: „Meinetwegen," drückte

ihre Lippen flüchtig auf den weißen Scheitel der Greisin und rauschte hinaus.

Die Baronin hatte die Brille nicht wieder abgesetzt. Ueber die klappernden Stricknadeln hinweg beobachtete sie die Enkelin. Lotte war aufgestanden und an den Schrank getreten. Sie nahm den Elzevier noch einmal heraus, betrachtete ihn genau, ob die zierlichen petits fers auf dem Einband nicht unter den Händen der Mama Schaden genommen, und stellte ihn dann in Reih und Glied.

„Komm doch 'mal her, Kleine!" sagte die Matrone, und in ihrer Stimme bebte eine verhaltene Zärtlichkeit. „Setz dich 'mal her zu mir! So — und nu sag' die Wahrheit: Du wärst gewiß lieber mit auf den Bazar, oder wie das Ding heißt, gegangen?"

Lächelnd schüttelte das junge Mädchen den Kopf. „Nein, Großmama! Ich bleibe viel — viel lieber bei dir!"

Die Baronin sah dem Enkelkinde tief in die Augen. Sie erwiderte aber nichts. Eine Weile klapperten die Nadeln. Dann ließ sie den Strumpf in den Schoß sinken und meinte: „Weißt du, Lotte, ich möcht' deinem guten Vater gern 'ne Freude machen. Ich möcht' ihm gern irgend so 'n Ding da — so 'n recht seltenes Buch schenken. Aber es muß 'was ganz besonders Rares sein."

Auf dem blassen Gesichtchen stieg eine Röte auf. „Ach ja, Großmama!" Aber gleich darauf setzte Lotte etwas kleinlaut hinzu: „Das wird aber sehr teuer sein."

Die Greisin lächelte. „Na — ich werd's wohl

noch bezahlen können. Das ist's ja nicht, aber sieh mal, Lotteken, ich versteh' doch rein gar nichts von dem Kram. Du mein Gott, wo soll ich's denn herhaben? Ein Mastschwein auf 'n ersten Blick aufs richtige Lebendgewicht taxieren, das hab' ich in Vatern seinem Laden gelernt, und nachher — ja nachher — wohl auch mit 'nem tüchtigen Inspektor ein Gut bewirtschaften, das auch. Aber Bücher — und nu gar so 'ne Bücher, ne, Lotteken, das ist mich zu hoch. Und da dacht' ich, du kannst mir am Ende raten oder Papa'n ausholen, was er sich so recht wünscht."

Lotte sann einige Minuten nach. Dabei nahm ihr unbedeutendes Gesicht einen ganz andern Ausdruck an, es vergeistigte sich gleichsam. Die Augen glänzten, und die feinen Nasenflügel vibrierten leise.

„Ich bin ja von Papa einigermaßen eingearbeitet," sagte sie dann. „Aber, Großmama, wenn es wirklich etwas ganz Seltenes sein soll und du nicht betrogen werden willst, dann langt mein bibliophiles Wissen doch nicht. Wir müssen dann Doktor Bernhaupt fragen."

„Bernhaupt, Bernhaupt? Ich muß den Namen schon gehört haben. Wer ist das denn, Kind?"

Ganz langsam war wieder die feine Röte in dem Antlitz des Mädchens emporgestiegen, bis unter die Haarwurzeln, um dann, als sie zu sprechen begann, allmählich zu verschwinden. Ruhig und sachlich erklärte sie: „Onkel Bruno wird dir von einem Doktor Bernhaupt geschrieben haben, Großmutter. Das ist nämlich sein Arzt aus einem kleinen Ort bei Villau. Daher kennst du wohl den Namen. Aber den meine ich nicht,

sondern seinen Sohn — Doktor Willy Bernhaupt. Der ist hier Bibliotheksassistent und ein erster Sachverständiger in allen bibliophilen Angelegenheiten. Papa hält große Stücke auf ihn."

Die Großmutter hatte das Enkelkind scharf im Auge behalten. Der kluge, gütige Blick der einfachen Frau schien auf dem Grunde der Seelen besser, als in Büchern lesen zu können. Nun Lotte geendet, sagte die Greisin lächelnd: „So — so, Papa hält große Stücke auf ihn. Na, mir scheint: du auch."

Diesmal kam die Röte nicht allmählich, jach überflutete sie das Gesicht des Mädchens. Aber sie leugnete gar nicht. „O ja, Großmutter — das thue ich auch!" bestätigte sie eifrig. „Er ist sehr klug und macht, was mir besonders gut gefällt, gar kein Wesens davon. Er spricht mit mir, als ob ich ihn verstehen müßte, über alle möglichen Dinge, die seinem eigentlichen Berufe — er ist Germanist — nahe liegen. Und siehst du, Großmama, ich verstehe ihn auch. Das ist gar nicht mein Verdienst, sondern das seinige, denn er drückt sich so aus, daß es gar nicht anders möglich ist. Du würdest ihn auch verstehen."

„Na, Lotteken, das ist denn doch wohl nicht wahrscheinlich." Die Baronin lachte herzlich, ein tiefes, wohlklingendes Lachen, so recht aus voller Brust. „Deine alte Großmutter und so ein gelehrter Herr — ne, Kind, das wird wohl schlecht zusammenpassen. Aber das thut ja nichts — frag' du nur mal den Doktor Bernhaupt. Siehst du ihn denn manchmal?"

Die Enkelin bejahte. An den Donnerstagen käme

der Doktor meist, um mit Papa zu konferieren, und dann würde sie wohl Gelegenheit finden, mit ihm Rücksprache zu nehmen. Auch schwebe ihr schon ein geeignetes Ankaufsobjekt vor, ein altes, venetianisches Modelbuch mit köstlichen Spitzenmustern, das neulich in einem Antiquariatsverzeichnis angeboten gewesen sei. Die beiden Herren hätten darüber gesprochen; es sei eine Rarität ersten Ranges, aber sehr, sehr teuer. Und dann nahm sie aus einem zweiten Bücherschrank einige altertümlich gebundene Lederbände heraus und legte sie der Großmutter vor als ähnliche Exemplare, hier den gepreßten Deckel mit den reichen Goldverzierungen lobend, dort die originellen Zeichnungen auf den vergilbten Blättern, bei dem dritten einiges vom Textinhalt erläuternd. Sachlich und verständnisvoll und immer wieder einschaltend: „— meint der Doktor," — „sagt Doktor Bernhaupt."

„So — so!" machte die Baronin dann jedesmal. Oder sie nickte: „Bist ein kluges Mädel, Lotteken! Potztausend nicht noch mal!"

Unten rollte ein Wagen durch die schmale Einfahrt und hielt vor dem Portal. Dann wurde die Hausthür geöffnet. Lotte hörte es gar nicht. Aber die Greisin lauschte auf, als langsame, müde Schritte auf dem Flur erklangen. „Ich glaube, Vatern kommt, Kind!" sagte sie. „Pack' schnell fort."

Da trat er auch schon in das Zimmer. Ein schwächlicher, schmalbrüstiger Mann, in der Mitte der fünfziger Jahre; das kleine, glattrasierte Gesicht mit der spitzen Nase und den dünnen Lippen aschgrau, von

einer mächtigen Glatze gekrönt, die wie blankpoliert aussah und nur von einem ganz dünnen Kranz grauer Haare umrahmt war. Er war ganz in Schwarz gekleidet, aber obwohl gewiß einer der ersten Schneider der Hauptstadt für ihn arbeitete, schlotterte der lange Gehrock in tausend Falten um seine Glieder; die breite, schwarze Halsbinde rutschte fortwährend hinten in die Höhe, und alle fünf Minuten drückte er sie mit einer kurzen Handbewegung wieder an dem hohen Stehkragen hinunter. Wer nicht wußte, daß Bernhard Menger der Chef und alleinige Inhaber des großen, alten Bankhauses A. P. Menger & Söhne war, hätte in dem kleinen Manne weit eher einen Gelehrten als einen Börsenfürsten vermutet. Und doch gab es Tage, an denen die gerissensten Spekulanten in der Burgstraße mit fast scheuer Ehrfurcht zu dem Männchen emporblickten, der, wie man sich dann wohl zuraunte, wieder einmal monatelang fast ohne eigene Engagements auf der Lauer gelegen hatte, um mit einem großen Schlage „alle zu machen“. Es waren fast immer Tage starker Baissebewegungen, die er mit überraschendem Scharfblick vorauszusehen pflegte und benutzte, Situationen, in denen irgend ein politisches Ereignis die Kurse selbst der besten Papiere prozentweise warf oder der ungünstige Jahresbericht einer führenden Bank, der nur wenigen Eingeweihten vorher bekannt sein konnte, eine plötzliche tiefgehende Erschütterung über den ganzen Markt brachte. Dann tauchte regelmäßig wieder das Gerücht von den „besonderen Verbindungen“ des Hauses A. P. Menger & Söhne auf; aber es gab unter den älteren Börsen-

besuchern auch einige weise Häupter, die alles Ernstes behaupteten, der „Büchermenger“, wie er genannt wurde, sei Kabbalist; er könne aus dem Buche Sohar und den Hagadas die Zukunft lesen und wisse die geheimnisvollen Zahlenrätsel des Todros-ben-Joseph und des Abraham Abulasia für seine Zwecke zu deuten.

Bernhard Menger trat nur auf wenige Augenblicke in das Bibliothekszimmer. Er wollte der Schwiegermutter die Hand küssen, aber sie entzog sie ihm lachend: „Nu ne, Herr Sohn. Wenn's schon 'n Kuß sein soll, denn ordentlich,“ und hielt ihm die Wange hin. Zärtlich strich er über den glatten Scheitel seines Kindes, und dann sagte er in seiner hastenden, kurz abgerissenen Sprechweise: „Will mich schnell umzieh'n. Mama fährt nachher mit mir zum Bazar. Kommst doch mit, Lotte? Nein? — Ist schon recht, daß du bei Großmama bleibst. Vorher sehen wir uns ja noch bei Tisch.“

Frau Margit war noch bei der Toilette, als ihr Mann an die Thür ihres Ankleidezimmers pochte. Mit ganz leiser Hand und einem leisen: „'n Tag, mein Lieb'. Ich bin gleich fertig.“

Drinnen raschelte es, wie von dem Ueberstreifen einer Seidenrobe, und Frau Margit wechselte erst noch einige Worte mit der Zofe, ehe sie antwortete: „Spute dich nur etwas, Bernhard! Ich muß dich vor dem Diner noch einen Augenblick sprechen.“

Eine Viertelstunde später trat er im Frack, der ebenso um ihn schlotterte, wie der Gehrock, in das Zimmer seiner Frau. Sie stand vor dem von zwei elektrischen Lampen erleuchteten Trumeau, ihm den Rücken zu-

kehrend, und nickte nur seinem Spiegelbild zu. Die Zofe kniete neben ihr auf dem Teppich und nestelte an dem duftigen Spitzensaum des dunkelgelben, schweren Seidenkleides. Jetzt erhob sie sich, machte vor dem Hausherrn einen kleinen Knix, nahm den Abendmantel ihrer Herrin über den Arm und verließ das Zimmer.

„Du wolltest mich noch sprechen, Margit.“

Sie wandte sich langsam um.

Fast winzig erschien er ihr gegenüber — zwergenhaft.

„Sitzt gut? Nicht wahr?“ Sie hatte die weißen, diamantenfunkelnden Hände auf die Hüften gelegt und strich in einer starken Bewegung abwärts, als wolle sie die Fülle etwas zurückdrücken.

„Sehr schön, liebe Margit, vortrefflich, wie immer.“ Er holte tief Atem und fügte dann fast schüchtern hinzu, indem er mit seiner schmalen, knochigen Rechten auf den Ausschnitt des Kleides deutete: „Verzeih nur, Margit, aber fast etwas zu elegant für den Bazar. Und dann — sei nicht böse — wohl etwas sehr dekolletiert.“

Sie lachte. „Unsinn, Bernhard! Das versteh' ich besser. Was wißt ihr Männer von der Mode. Und nun gar du.“

„Ich meinte ja auch nur, Margit.“

Frau Margit antwortete nicht. Sie zog die vollen Schultern hoch, auf denen ein leiser Flaum von Poudre de riz lag, und schritt mit ihrem wiegenden Gang an den Toilettentisch, um unter dem Schmuckkasten ein Blatt Papier hervorzuziehen. „Da, Bernhard, die Quartalsrechnung von Gerson.“

„Danke, Margit.“ Er warf einen flüchtigen Blick

auf die hohe Schlußzahl. Um seine dünnen Lippen zuckte es, als wolle er eine Bemerkung machen. Aber er sagte schließlich nur: „Ich werde es morgen vom Geschäft aus erledigen.“ Und dann sah er wieder erwartungsvoll zu seiner Frau empor.

Sie hatte ein zierliches Elfenbeinmesserchen ergriffen und schob vorsichtig die Haut von ihren rosigen Nägeln zurück.

„Du wolltest mir noch etwas sagen,“ begann Menger wieder.

„Gleich, lieber Bernhard. Reich mir doch 'mal dort von der Etagere die Puderbüchse. Nein, — nicht die, die andre dort, mit dem Nägelpuder. Danke!“ Und während sie nun die Nägel rot einpuderte und dann mit einer kleinen Bürste zu polieren begann, fuhr sie fort: „Ja — ich wollte dich bitten, den Verkehr des Herrn Bernhaupt bei uns einzuschränken, womöglich ganz zu inhibieren.“

Er hatte bisher ganz ruhig neben ihr gestanden. Nun fuhr er doch auf: „Warum denn das nun wieder? Warum in aller Welt?“

„Echauffiere dich, bitte, nicht, Bernhard! Du willst wohl deinen Asthmaanfall haben?“ sagte sie sehr gelassen.

„Da soll man sich nicht echauffieren!“ Er trippelte hin und her, in ganz kleinen, unruhigen Schritten. „Ich bin doch wirklich ein geduldiger Mensch. Und ich widerspreche selten, — um des lieben Friedens willen. Und unser Verkehr ist nur dein Verkehr, — ich komme mir oft wie eine Null vor, — komme ich! Aber da ist nun

einmal jemand, der mir gefällt, — sehr gefällt. Darum natürlich dir nicht, — natürlich! Warum in aller Welt, frag' ich, soll er —".

Frau Margit nahm das Bürstchen aus der linken in die rechte Hand und sah ihn lächelnd an. „Ich könnte einfach sagen, mein lieber Bernhard, weil es mein Wunsch ist. Denn du bist ja ein viel zu liebenswürdiger Gatte, als daß du mir solch einen Wunsch abschlagen solltest."

„Das käme doch darauf an, — darauf an, Margit."

„— Aber ich habe wirklich ernstere Gründe."

„Da bin ich doch neugierig! Dieser harmlose Mensch —"

„Mein lieber Bernhard, du bist ja gewiß ein ausgezeichneter Geschäftsmann. Aber sonst bist du bisweilen doch wie mit Blindheit geschlagen. Nun gut, — ich habe bemerkt, daß Lotte sich für deinen harmlosen Doktor zu interessieren beginnt, und daß dieser harmlose Mensch durchaus nicht abgeneigt scheint . . ."

Menger hatte sich einen Sessel herbeigezogen. Nun stieß er ihn wieder beiseite und trat ganz dicht an seine Frau heran: „Aber, Margit," rief er mit einem Ton aufrichtiger Herzensfreude, „das wäre ja ein wahres Glück!"

„Findest du?" Sie legte die Bürste fort, setzte sich auf den Stuhl, den er soeben in nervöser Aufregung fortgeschoben, und verschränkte die Hände im Schoß. „Nun, du wirst wohl erlauben, daß ich ganz andrer Ansicht bin, mein lieber Bernhard. Ich denke gar nicht daran, zuzugeben, daß sich meine Tochter derart wegwirft."

„Aber, Margit,“ — er wurde erregter, und seine sanfte, dünne Stimme nahm einen fast energischen Klang an. „Liebste Frau, bedenke doch: Bernhaupt ist nicht nur ein ehrenwerter, sympathischer Mensch, er ist auch ein sehr tüchtiger Gelehrter, — sehr tüchtig. Und unsre Lotte, — nun ja, sie ist ein liebes, gutes Ding und gescheit auch, — aber hübsch ist sie nicht, Margit, hübsch wirklich nicht.“

Sie antwortete diesmal nicht sofort. Mit spöttisch gekräuselten Lippen sah sie ihn an. Dann erhob sie sich langsam und legte ihre Rechte auf seine Schulter. „Und ich sage dir, Bernhard, ich wünsche diese Partie nicht. Keinesfalls! Verstehst du?“

Der Blick der großen Augen mußte etwas wie eine hypnotische Wirkung auf den Mann haben. Sein fahles Gesicht rötete sich. Ein paarmal öffnete er die Lippen, ohne ein Wort herauszubringen. „Ich verstehe dich nicht — verstehe absolut nicht,“ sagte er dann endlich stockend.

„Einfach genug liegt die Sache doch. Mama würde sagen: Es ist klar wie Kloßbrühe. Ich will, daß Lotte eine bessere Partie macht. Ich will nicht, daß sie eines Tages mit ihrem Doktor irgendwo im Hinterhaus drei Treppen wohnt.“

Seine Augen öffneten sich weit, erschrocken. Er stammelte: „Lotte, meine Tochter? Aber, Margit,“ — es war, als laste ihre Rechte mit Zentnerlast auf seiner Schulter, er beugte sich unter ihr.

Sie lachte kurz auf, in demselben trockenen, kaum hörbaren Lachen, das ihrem Bruder, dem Oberstlieutenant, eigen war.

„Ja, deine Tochter.“

Und dann ließ sie langsam ihre Hand von seiner Schulter gleiten und sagte ganz ruhig: „Du weißt schon, wie ich das meine. Wir wollen nicht weiter über diese unerquickliche Sache reden, und wenn es dir gar zu fatal ist, deinem harmlosen Bernhaupt einen zarten Wink zu geben, so will ich es thun. Und nun komm zu Tisch!“

Sie rauschte voran, und er folgte mit tief gesenktem Haupte. So schritten sie durch die teppichbelegten Korridore, über die große Diele zum Eßzimmer. Am Treppenabsatz brannte schon das elektrische Licht. Einen Augenblick blieb Bernhard Menger hier vor der großen Bronzefigur stehen, die in der erhobenen Rechten gleich einer Fackel die leuchtende Flamme hielt. Mit einem scheuen, sinnenden Ausdruck schaute er zu ihr hinauf.

Es war die Gestalt einer Fortuna, — der Glücksgöttin.

Viertes Kapitel.

Prinzeß Ottokar stieg an der Seite des Schloßherrn langsam die Stufen der breiten Treppe zum ersten Geschoß hinauf. Dann und wann blieb sie auf einen Augenblick stehen, hob die Lorgnette und warf einen flüchtigen Blick auf einen der alten Stiche an den Treppenwänden.

In einigem Abstand folgte der Prinz mit Fräulein von Gaddern, noch weiter zurück Herr von Infingen, der Hofchef, und Komtesse Helfenbladt.

„Prrr!“ machte plötzlich die Prinzessin und schlug mit dem Sonnenschirm gegen die Wand.

„Durchlaucht, er ist ja nur ausgestopft.“ Der Baron neigte sich ein wenig vor, denn er war im Emporsteigen immer eine Stufe hinter seinem hohen Gaste zurückgeblieben.

Nun wandte sie ihm, den Kopf mit einer anmutigen Bewegung über die Schulter zurücklehnend, ihr pikantes Gesichtchen zu.

„Nein, ist das aber wieder einmal eine Idee, Baron Pflaume! Einen Fasan auf ein Treppengeländer zu setzen, einen Fasan! Man denke, ein Tier, das nur in der Freiheit an seinem Platze ist.“

„Das ist kein gewöhnlicher Fasan, Durchlaucht. Ich habe ihn mir aus Sumatra mitgebracht, es ist ein Argusfasan. Betrachten Durchlaucht nur einmal den fast zwei Meter langen Schweif!“

„Wer lang hat, läßt lang hängen. Das paßt hier auch. Aber ich würde doch keinen Fasan auf ein Treppengeländer setzen.“ Sie lachte und stieg rasch höher, im Vorüberschreiten den wundervollen Schwanzfedern einen Schlag mit dem Schirm versetzend, daß sie hin und her pendelten.

„Aber, Sidonie!“ rief der Prinz.

Nun war sie oben und sah wohl jetzt erst, daß der Fasan eigentlich nicht auf dem Treppengeländer stand, sondern auf einer halbhohen eichenen Wand, die hier

den breiten gewölbten Korridor nach dem Treppenhaus zu abschloß.

Baron Bruno war unmittelbar an ihre Seite getreten, und sein Gesicht glänzte, als sie sagte: „Hübsch, — wirklich sehr hübsch!“

Er war in der That eine der vielen Sehenswürdigkeiten von Schloß Trunberg, — dieser Korridor. Er nahm beinahe die ganze Länge der dem rückwärts offenen Schloßhofe zugekehrten Front ein, glich fast einem großen Saal und war in durchaus eigenartiger Weise eingerichtet, halb wie eine Rüst- und Jagdkammer, halb wie ein Wohnraum. Zwischen je zwei Fenstern stand eine schwere Ritterrüstung, an der eichengetäfelten gegenüberliegenden Wand hingen auf dunkelrotem Sammet einige große Jagdbilder, über den Thüren waren Waffenembleme angebracht. Auch der Langraum selbst wurde dreimal durch geschickt arrangierte Waffengestelle unterbrochen; in der Mitte sogar durch ein altes Geschütz. Aber dazwischen waren überall Sitzarrangements eingeschoben, lederbezogene Bänke und Stühle mit massiven Tischen davor. Von der Deckenwölbung, die gleich der Fensterwand in ganz lichtem Grau gehalten war, hingen in gleichmäßigen Abständen massige Kirchenkronen hernieder. Der Reiz des Ganzen wurde wesentlich dadurch erhöht, daß jedes Stück der Ausstattung den Charakter des Alten, Echten trug. Es war kein Simili darunter, — oder doch nur sehr wenige, ganz wundervoll nachgeahmte Stücke.

„Das ist wirklich sehr hübsch!“ wiederholte die Prinzessin noch einmal.

„Wollen Durchlaucht nicht die Gnade haben, einmal an dies Fenster zu treten.“

Ueber den von zwei Flügeln eingeschlossenen Schloßhof und die Parkanlagen am Bergabhang schweifte der Blick weit hinaus auf leichtgewellte, bewaldete Hügel zur Rechten; zur Linken breitete sich die grüne Ebene, unten in der Mitte schimmerten die Kirchtürme, der stattliche Schloßbau, die rotbraunen Ziegeldächer der gartenreichen Residenz. Ueber allem lag goldiger Frühlingssonnenschein.

Das Fenster war geöffnet. Die Prinzessin reckte ihre kleine, zierliche Gestalt, legte beide Hände auf den Sims und lehnte sich weit hinaus. Eine geraume Zeit blieb sie in dieser Stellung, sichtlich unter dem Eindruck des wundervollen Landschaftsbildes. Aber dann rief sie plötzlich zurück: „Komm doch ’mal her, Ottokar! Du kannst hier beinahe in die Schloßküche von Villau gucken und sehen, was dein Onkel heute für Suppe kriegt.“

Baron Bruno trat zurück. Er mochte etwas andres erwartet haben. Und im Hintergrunde lächelte Herr von Infingen. Der Prinz lachte auch, aber es klang ein wenig verdrießlich. Und wie in dem Bestreben, etwas gut zu machen, trat er nun zu dem Schloßherrn und sprach von der schönen Landschaft und dann von der „stilvollen“ Einrichtung des Korridors. Aber da unterbrach ihn die Prinzessin sofort: „Glauben Sie mir, Baron, er versteht gar nichts davon. Weil’s altdeutsch ist, nennt er’s stilvoll, — das ist das Ganze.“

„Aber, Sidonie.“

„Aber, bester Ottokar, es ist doch nun einmal nicht anders. Denken Sie sich einmal, Baron Pflaune, bin ich da mit ihm beim Prinzregenten im Würzburger Schloß, und er spricht anstatt vom Barock immer vom Rokoko! Nein, nein, Ottokar, Kunstgeschichte höchstens Zensur Nr. 3 — mittelmäßig!"

Sie lachte ihm ins Gesicht und zeigte ihre wundervollen Zähne. Und dann ging sie auf das Geschütz in der Mitte des Raumes zu, betrachtete es aufmerksam mit Kennerblick und meinte: „Lieber Baron, die Lafette ist aber nicht echt."

„Ich bewundere den Scharfblick Eurer Durchlaucht! Leider war die Originallafette zu schwer, mein Baumeister hatte Bedenken."

„Schade! Aber dann hätte Herr Eyssen, — ich sehe, es ist sein Fabrikat, — auch passendere Beschläge nehmen sollen. Diese, — pardon, Baron Pflaune — diese hier sind einfach scheußlich."

Am Treppengeländer lehnte der Hofchef und plauderte mit Fräulein von Gaddern, dabei unausgesetzt auf die Worte der Prinzessin hinhorchend und jede ihrer Bewegungen mit seinen klugen, grauen Augen verfolgend. „Sie dürfen Durchlaucht nicht nach dem ersten Eindruck beurteilen, gnädigstes Fräulein, ich bitte, bei unsrer alten Freundschaft, recht herzlich darum," sprach er mit leiser, sanfter Stimme. „Die Frau Prinzessin kann nicht ohne das kleine Feuerwerk ihrer Sottisen leben, und sie meint es wirklich nicht böse. Ich möchte Sie bitten, gnädigstes Fräulein, dies auch Baron Pflaune anzudeuten, er machte vorhin schon solch ein —

wie soll ich doch sagen? — fast bestürztes Gesicht. Und das thut mir leid, er ist so liebenswürdig."

„Wollen die Herrschaften denn jetzt nicht ihre Zimmer aufsuchen? Nach der langen Wagenfahrt —"

Insingen hob leise die Hand, aber entgegnete nichts. Die Prinzessin hatte mit einer plötzlichen Bewegung ihr Cape abgestreift und setzte das Capotehütchen ab. Die Sonnenstrahlen huschten über ihr volles, hochtoupiertes Haar, das in diesem Augenblick fast brandrot leuchtete.

„Ach, liebe Ilse, ich bitte dich recht sehr, nimm dich meiner an."

„Du befiehlst?"

„Du sollst mir nicht immer mit der Phrase kommen, Ilse!" Die Prinzessin legte ihren Arm leicht um die Taille des jungen Mädchens. „Nun schauen Sie nur einmal, Baron Pflaune, dies Bild von Stein, — unsre liebe Komtesse! Keine Spur von Herz, sage ich Ihnen, Marmor — Marmor!" Sie lachte. „Bis einmal der Pygmalion kommen wird! Ja also, liebe steinerne Ilse, bitte, thu mir den Gefallen, rausche würdevollst in unsre Gastzimmer und nimm mir die Mühe ab, mit meiner trefflichen Leonie wegen der Dinertoilette zu verhandeln. Denn ich muß erst ganz Trunberg sehen. Dieser Flursaal verspricht zu viel, und der Appetit kommt beim Essen. Apropos — Essen! Baron Pflaune, Ottokar hat mir vorhin im Wagen anvertraut, er habe einen total verdorbenen Magen."

„Aber, Sidonie!"

„Nun, was ist denn dabei! Sie sollen einmal sehen, was er nachher für eine Klinge schlagen wird."

„Aber, Sidonie!“

„Nachher, sage ich ja! Nämlich bei der Suppe, da verschwindet seine Indigestion stets. Ja so, liebe Ilse, die hochwichtige Toilettenfrage,“ — sie zog die Komtesse ein wenig zur Seite und sprach zwar leise mit ihr, aber doch so ungeniert, daß die Herren einzelne Worte verstehen mußten: „Mattblau paßt noch am besten zu meinem Fuchskopf,“ — lautes Kichern — „Leonie ist manchmal eine Pute; keinen Schmuck . . . nein . . .“

Gräfin Ilse stand wirklich vor ihr, wie ein Bild von Stein. Keine Muskel des klassisch schönen, aber ausdruckslosen Gesichts regte sich. Die hohe, schlanke Gestalt überragte die Prinzessin bedeutend, so neigte die Komtesse unwillkürlich den Kopf ein wenig. Im Nacken unter der blonden, glatten Flechte wurde ein winziger Streifen des blendend weißen Halses frei, auch er wie aus Marmor gemeißelt.

Nun war die Konferenz beendet. „Und sei nicht böse, liebe Ilse, daß ich dich belästige. Alles verstanden, Ilse?“

„Gewiß!“

Das Organ der Komtesse war nicht scharf, aber es that dem feinbesaiteten Ohr des Barons doch wehe. Der eigentümlich hohe Ton streifte fast an Diskant; er paßte so gar nicht zu der ganzen Erscheinung des schönen Mädchens.

„So, verehrter Gebieter von Trunberg, nun stehen wir zu Ihrer Verfügung. Sesam, thue dich auf!“ Sie schritten nebeneinander den breiten Gang hinunter.

Dabei mußten sie an der Hofdame vorüber, die an die Seite von Fräulein von Gaddern getreten war, und kaum waren sie einigermaßen außer Hörweite, so sagte die Prinzessin: „Bin ich nicht eigentlich recht thöricht, Baron, diese Schönheit neben mich zu stellen? Eine Juno neben solch einer kleinen — hm! — Dryade!“ Sie kicherte wieder.

„Aber, Durchlaucht!“ Pflaune wußte wirklich nicht recht, was er sagen sollte.

„Bester Baron, ich habe ein ganzes Schock Fehler. Nur eitel bin ich nicht. Und die arme Ilse — arm wie eine Kirchenmaus — ist ja auch gottlob so tadellos schön, daß man sie überhaupt mit irdischen Weltkindern nicht vergleichen kann. Und dabei —“ mit ein wenig spöttelndem Ausdruck — „auch so gut — so überirdisch gut—mütig!“

Er hatte die nächste Thür geöffnet. Der große, durch zwei Stockwerke reichende Mittelsaal des Schlosses lag in seinem Barockschmuck vor ihnen. Sie musterte flüchtig die weißschimmernden Wände, verglich das Deckengemälde mit einem Bilde Tiepoles, kritisierte scharf die Lehnen der an den Wänden aufmarschierten Stühle, warf ihrem Gatten ein spitzes: „Ottokar, das ist Barock!“ hin und schritt dann hastig weiter, durch eine ganze Flucht von Zimmern. Nur hier und dort sprach sie eine knappe, fast immer treffende, aber meist recht scharfe Bemerkung aus.

Als sie dann endlich — der Prinz war mit Insingen etwas zurückgeblieben — in dem Erker des Schlosses standen, von dem aus sich wieder ein Blick

auf Villau bot, fragte sie plötzlich: „Ihr Herr Bruder hat da unten das Regiment bekommen, Baron?"

„Vor vierzehn Tagen, Durchlaucht."

„So wird er heute beim Diner sein?"

„Er hat mir zugesagt. Er ist sehr glücklich, den Prinzen wieder zu sehen, und daß er endlich die Ehre haben wird, Eurer Durchlaucht vorgestellt zu werden."

Sie sah zu ihm auf, mit einem Blick, den er nicht verstand. Es lag ein Ausdruck in diesen flimmernden Augen, der kaum anders zu deuten war, als ob sie sagen wollten: „Was fällt euch denn ein? Was soll denn diese Komödie?"

Nun schürzte sie ein wenig die Lippen und sprach mit ihrem spöttischen Lächeln: „Mir vorgestellt? Aber, lieber Baron! — —"

Er wurde verlegen unter dem unsicheren Gefühl, irgend einen Fehler begangen zu haben. Aber als sie die leise Röte in seinem Gesicht aufsteigen sah, fühlte sie sofort heraus, daß er vorhin ganz harmlos gesprochen hatte.

„Wollen wir nicht weitergehen, Baron?" sagte sie gelassen. Während er die Thür vor ihr öffnete, wandte sie sich um und setzte ruhig, anscheinend ohne alle Pikiertheit hinzu: „Da wird einem wieder einmal so recht lebhaft vor die Seele geführt, was für ein unbedeutendes Persönchen man ist. Also nicht einmal erwähnt hat Ihr Herr Bruder, daß wir uns kennen? Lange schon, seit jenen Jahren, als ich noch Komteß Trach-Wellerdingen war! Nun — ich bin nicht böse.

Ihr Herr Bruder hatte ja immer nur Interesse für seinen Dienst."

Sie brach ab und schritt schnell vorwärts auf ihren Gatten zu, um ihn mitten in seiner Unterhaltung mit Infingen durch eine ganz gleichgültige Frage zu unterbrechen. — — —

Der Speisesaal von Trunberg war der Stolz des Schloßherrn, die Tafel darin aber war der Stolz von Fräulein von Gaddern. Und beide hatten nicht Unrecht.

Der Speisesaal war ein länglicher, ursprünglich viereckiger Raum. Baron Pflaune hatte aber, im Anschluß an die abwechselnd in hellerem und dunklerem Nußbaum gehaltene halbhohe Täfelung, die Ecken abschrägen lassen, so daß der Grundriß des Saales jetzt achteckig erschien. Vor jeder der vier Schmalseiten stand ein Arrangement von Blumen, das bis an den oberen Abschluß der Holztäfelung reichte. Holzgetäfelt war auch die Decke; zwischen ihr und der unteren Täfelung aber war die Wand ganz schlicht weiß und trug als einzigen Schmuck dicht unter der Decke eine hochrelief behandelte, farbig getönte Guirlande von Laub und Früchten. Ein dunkelroter, schwerer Teppich bedeckte den Boden. Kein Büffett, keine Anrichtetische; die hohen Fenster — wenn, wie heute, nicht bei Licht gespeist wurde — von ganz lichten, hellgelben Vorhängen bedeckt; keine prunkende Krone. In der Mitte ein sehr breiter Eßtisch; die Stühle ohne Schnitzerei, Sitz und Rücken ganz mit dunkelm Leder überzogen, ohne Wappen oder Monogramm. Nichts sollte in dem Raum die Aufmerksamkeit von der Tafel selbst ablenken.

Auch diese war scheinbar einfach. Scheinbar freilich nur, denn wer näher zusah, mußte bemerken, daß jeder Teil an ihr, jedes Stück auf ihr kostbar war. Vom schwersten, wie Atlas schimmernden Damast das faltenlose schneeige Tischtuch; das Porzellan Meißener Drachenmuster, in Gold und Grün; die Gläser und Karaffen Baccarat mit einem ganz feinen Goldrand. Keine silbernen Tafelaufsätze, aber auf dem langen Tischläufer aus meergrüner, mit echten Spitzen umsäumter Seide eine harmonisch zusammengepaßte Reihe niedriger Krystall-Jardinieren mit Frühlingsblumen, unter denen das Weiß und Grün der Maiglöckchen vorherrschte. Nur in der Mitte stand eine köstliche, große Meißener Flora, die in den Händen einen gefüllten Blumenkorb hielt, von dem duftige grüne Guirlanden zu den nächsten Jardinieren gespannt waren.

Es war, als bringe die knieende Flora den durchbrochenen Korb mit den roten La France-Rosen — den einzigen Rosen auf der ganzen Tafel — der Prinzessin als Huldigung dar.

Man speiste um drei Uhr. Der Prinz hatte ja gewünscht, es solle „ganz ländlich" sein. Auch der Kreis war nicht groß, immerhin etwa fünfundzwanzig Personen. Einige „Spitzen" aus Villau, einige benachbarte Gutsbesitzer mit ihren Damen, einige Offiziere der Garnison, Dr. Bernhaupt und seine Tochter. Der Arzt hatte absagen wollen, Baron Pflaune überbrachte jedoch die Einladung persönlich und schaute dabei dem alten Herrn so liebenswürdig in die Augen, daß Dr. Bernhaupt das Wort auf den Lippen erstarb.

Ella Bernhaupt saß zwischen einem älteren Regierungsrat, ihrem Tischherrn, und Hauptmann von Hellbach. Auch dieser hätte gern abgesagt. Der Schloßherr von Trunberg war ihm wenig sympatisch. Eine Absage dem Bruder seines Kommandeurs gegenüber bedingte jedoch immerhin eine Begründung, die sich nicht so leicht finden ließ. Aber mehr als das wog ein andres: Hellbach hoffte im stillen, das schöne Mädchen auf Schloß Trunberg zu treffen. Und sein Herz schlug höher, als er sah, daß er neben ihr sitzen sollte.

Es war zwischen ihnen beiden in der letzten Zeit eine leise Verstimmung hervorgetreten, unter der Hellbach schwer litt. Er liebte Ella fast schon seit jenem Tage, da er die aus der Pension Heimgekehrte zum erstenmal gesehen, und es hatte Zeiten gegeben, in denen er glaubte, daß seine stille, tiefe Neigung nicht unerwidert bleibe. Aber gerade nun, da sich ihm mit dem Hauptmannsrang die Möglichkeit bot, das vermögenslose Mädchen heimzuführen, meinte er zu sehen, daß er sich geirrt hatte. Aus hundert kleinen Einzelheiten schloß er, daß sie für Baron Pflaume ein wärmeres Interesse empfinde, nicht zuletzt aus der Gereiztheit, mit der sie jeder unfreundlichen Aeußerung über ihn begegnete. Er sah auch, daß jener ihr huldigte. Mit den wachsamen Augen eifersüchtiger Liebe bemerkte er — glaubte er zu bemerken — wie sich der früher unbefangene Verkehr zwischen beiden jetzt anders gestaltete als ehedem. Es war ihm bisweilen sogar, als müsse es eine vor den Augen der Welt verborgene Verständigung zwischen ihnen geben. Und

mehr als alles andre brannte diese Ahnung in seiner Seele.

Ella war merkwürdig still heute. Mit ruhiger Freundlichkeit erwiderte sie Hellbachs Worte. Aber dann und wann meinte er, in ihren großen dunkeln Augen einen eigenen Glanz aufleuchten zu sehen, einen Glanz, den nur das Bewußtsein wohlgeborgenen Glückes geben kann. Und einmal sah er sie ganz leise, ohne äußeren Anlaß scheinbar, lächeln. Er folgte hastig der Richtung ihres Blickes. Baron Bruno sprach gerade eifrig mit der Prinzessin, und diese neigte sich, mit einem angeregten Ausdruck auf dem pikanten Gesicht, zu ihm hinüber. Da wußte Hellbach mit einemmal, warum Ella lächelte. Es war das selige Lächeln einer ihrer selbst sicheren Liebe. Und nun sah er auch, wie sich beider Augen begegneten, und wie sie dann gleichzeitig nach ihren Gläsern griffen. —

„Eine alte und ewig neue Preisfrage, Baron Pflaume!“ hatte die Prinzessin gesagt. „Wer ist die Schönste im ganzen Land? Ich meine natürlich hier im Saal.“

„Aber Durchlaucht!“

„Bitte, bitte, mich lassen Sie hors concours! Ich weiß genau, was ich von mir zu halten habe. In Wirklichkeit kann die Frage ja nur zwischen zweien zur Entscheidung stehen: meiner Cousine Ilse und jenem jungen Mädchen dort unten, das mir vorhin vorgestellt wurde; — wie hieß sie doch?“

„Fräulein Ella Bernhaupt, Durchlaucht, die Tochter meines Arztes.“

„Richtig! Eine entzückende Erscheinung. Nun, also?“

„Wollen mir Durchlaucht nicht die Antwort gnädigst erlassen?“ bat er mit einem etwas gezwungenen Lächeln. „Ich bin ein schlechter Paris.“

„O, Sie sind ein feiner Kunstkenner, das habe ich heute schon genügend erfahren. Und ein Kunstkenner ist immer auch ein Kenner der Frauenschönheit. Nein, nein, Baron Pflaune, ich will meine Antwort!“ Und während er noch zögerte, hob sie die Lorgnette und musterte in ihrer ungenierten Weise beide Mädchen. „Ich habe selten, vielleicht nie, an einer Tafelrunde zwei so vollendete Schönheiten gesehen. Schwer ist die Entscheidung,“ gab sie dann zu, „aber um so gespannter bin ich auf sie.“

Die beiden jungen Damen saßen auf derselben Seite des Tisches. In der That, beide waren vollendete Schönheiten und dabei doch grundverschieden. Vielleicht entsprachen Gestalt und Gesichtsschnitt der Komteß Helfenbladt am meisten den höchsten Forderungen, die ein Bildhauer an sein Modell stellen kann.

„Kennen Eure Durchlaucht die Artemis in der Münchener Glyptothek?“ fragte plötzlich Baron Bruno.

Sie nickte lebhaft. „Aber gewiß!“ Und sofort auf seinen Gedankengang eingehend, fügte sie hinzu: „Ich verstehe, was Sie sagen wollen, Baron: ‚Ein herrliches Kunstwerk, aber es ist, als ob ihm die Seele fehlte.‘ Damit ist Ihr Urteil gesprochen.“

„Durchlaucht verkennen mich — ich wollte nicht schroff sein. Wie sollte ich —“

Sie wehrte ab, halb ernst, halb spöttelnd. „Meine arme Ilse! Und sie ist so gut, so über alle Maßen gut. Manchmal wandelt mich die unwiderstehliche Lust an, recht schlecht zu ihr zu sein, nur um sie einmal ein wenig aus ihrer olympischen Ruhe aufzurütteln. Aber es ist vergebens. O, das ist eine Frau, wie ihr Männer sie braucht. Schön, vornehm in jeder Beziehung und so wunderbar bequem — der garantierte ewige häusliche Frieden.“ Die Prinzessin sah noch einmal zu Ella Bernhaupt hinüber. „Und nun will ich Ihnen sagen, daß sich der Kopf dieser jungen Dame dort unten überhaupt nicht mit einem Werk der antiken Plastik vergleichen läßt. Ich möchte —“

Sie zögerte einen Augenblick, wie um ihre Gedanken noch einmal zu konzentrieren. Er sah gespannt zu ihr hinüber.

„Ich möchte es ein Renaissancegesicht nennen. Gewiß auch klassisch schön, aber erfüllt und belebt durch das gewiß unbewußte Vollempfinden der Gleichberechtigung euch Männern gegenüber. Keine Göttin, keine Sklavin — ein großdenkendes Weib. Und nun weiß ich's: an ein Bild Botticellis erinnert mich das Mädchen, an die Simonetta im Berliner Museum.“

Er antwortete nicht. Wortlos neigte er einen Augenblick den Kopf. — Das war der Moment, in dem er den Blick Ellas auffing, ihr auf ihn gerichtetes Auge erspähte. Und er griff, in unwillkürlicher Erregung, zu seinem Glase.

Nur Prinzeß Ottokar hatte es, außer Hellbach, bemerkt. Und sie lächelte.

Der Kaffee wurde im Freien auf der großen, von einem mächtigen Sonnendach überspannten Terrasse eingenommen.

Die Prinzessin hielt einen kleinen Cercle und zeichnete dabei Ella Bernhaupt in auffallender Weise aus. Ziemlich am andern Ende der Terrasse saß Prinz Ottokar mit einigen älteren Herren zusammen; unter diesen befand sich auch der Oberstlieutenant. Seitlich der Terrasse war im Schatten einiger mächtiger rotblühender Kastanien ein Croquetplatz hergerichtet. Kaum hatte die Prinzessin die notwendigste Konversation erledigt, so begab sie sich dorthin, und im Vorüberschreiten sandte sie Insingen zu dem Oberstlieutenant und ließ ihn zu einer Partie bitten. Er erhob sich sofort und zog den Waffenrock straff herunter. Der Prinz lachte: „Vergebliche Mühe, Pflaune! Mit der schlanken Taille ist es doch vorbei. Und halten Sie sich nicht zu lange bei den Damen auf! Grausam genug von meiner Frau, daß sie mir Sie entführt.“

Die Prinzessin spielte mit vollendeter Anmut. Ihre zierliche Figur eignete sich so recht für das graziöse Spiel, und die kleinen Hände wußten die Bälle mit einer erstaunlichen Energie zu schlagen und durch alle Bogen zu treiben. Kurz vor dem Pfahl croquettierte sie den Ball des Führers der Gegenpartei — des Oberstlieutenants — mit einem sicheren Schlage „in alle Winde“ und entschied die Partie.

Dann warf sie den Hammer fort.

„Ihr Herr Bruder muß seinen Pflichten als Wirt genügen, Baron Pflaune. Ich möchte mir

aber gern jetzt den Park ansehen. Sie führen mich wohl!"

Er verbeugte sich.

Der größere Teil beider Croquetpartieen schloß sich an. Aber die Prinzessin schüttelte die Begleitung schnell genug ab. Zuerst schlug sie ein Tempo ein, das bald einen stattlichen Abstand zwischen sie und jene legte; nach einer Wegbiegung, die sie augenblicklich dem Gesichtskreise der übrigen entzog, deutete sie auf einen schmalen Pfad, der seitlich in das Unterholz führte. „Wohin geht dieser Weg, Baron?"

Er zog die Achseln hoch: „Ich weiß es nicht, Durchlaucht."

Einen Augenblick zögerte sie noch. Dann bog sie ein. Er warf noch einen suchenden, fast sehnsüchtigen Blick rückwärts, dann folgte er der Prinzessin, die hastig vorwärts schritt.

Es ließ sich voraussehen, daß die Nachfolgenden auf dem großen Wege bleiben würden, der nach der vielgerühmten Trunhöhe führte.

Der schmale Pfad fiel zuerst ziemlich schnell, dann lief er am Hange einer kleiner Schlucht fast wagerecht entlang durch hochstämmigen Buchenforst. Dann und wann nur bot sich seitwärts ein freier Blick auf das Thal von Villau und die weite grüne Ebene jenseits der türmereichen Stadt.

Fast zehn Minuten sprach die Prinzessin kein Wort und mäßigte ihre Schritte nicht. Schweigend auch, mit zusammengekniffenen Lippen und leicht gerunzelter Stirn, folgte der Oberstlieutenant. Einmal wäre er fast über

eine Baumwurzel gestolpert. „Verd—!“ stieß er hervor, ganz leise, aber sie hatte es doch gehört. Auf eine Sekunde wendete sie sich um und blickte ihm starr ins Gesicht.

Jetzt blieb sie neben einer Bank stehen, die ganz wenig oberhalb des Weges einen mächtigen Buchenstamm umschloß. Einen Augenblick nur. Dann setzte sie sich, stützte beide Ellbogen auf die Kniee und schaute mit tief gesenktem Haupte auf den moosigen Boden. Er stand, einen Schritt tiefer, auf dem Fußpfade, die Arme vor der Brust gekreuzt, die Augen, wie absichtlich, an ihr vorbei ins Grüne gerichtet. Der verdrossene Ausdruck seines Gesichts hatte einer trotzigen Miene Raum gegeben.

Plötzlich schlug sie den Blick auf.

„Nun, Herr Baron Fritz von Pflaune?“ Sie sprach es in ganz eigenem Tonfall. Es sollte wohl gleichgültig klingen, unendlich gleichgültig, aber es klang fast gehässig. Und in ihren Augen flimmerte es wie Verachtung.

„Nun, Herr Baron?“ wiederholte sie, als er schwieg. „Ich warte!“

Jetzt ließ er die Arme herabsinken und sagte, mit den Schultern zuckend: „Ich wüßte wirklich nicht, auf was Eure Durchlaucht warten könnten. Es sei denn auf meine Frage, warum Durchlaucht dieses — dieses Tete-a-Tete herbeizuführen die Gnade hatten, das — vielleicht — unliebsam auffallen dürfte.“ Er dehnte seine Worte, als ob er sie besonders sorgsam wählen müsse.

Sie lachte spöttisch. „Befürchten Sie nicht, sich zu kompromittieren! Was aber mich betrifft, Herr Baron, ich denke, ich stehe wohl über dem Verdacht, daß ich eine Unterredung unter vier Augen mit Ihnen zu meinem . . . zu meinem Vergnügen hätte herbeiführen können."

Er schwieg wieder. Da lehnte sie sich ein wenig hinüber und sagte, nun in ganz leichtem gesellschaftlichem Ton: „Zunächst — ich soll Sie grüßen — von Ihrer Frau Mutter, Baron Pflaune."

Diesmal war er ganz leicht zusammengezuckt, und auf eine Sekunde hatte er die kleine Gestalt, die da über ihm thronte, mit einem bitterbösen Blick gestreift. „Ich danke Eurer Durchlaucht unterthänigst, obwohl ich nicht recht begreife —"

„Sehr einfach!" fuhr sie fort. „Ich habe Ihre Frau Mutter in den letzten Monaten nicht nur kennen, sondern auch schätzen gelernt. Wie, thut Ihnen gegenüber eigentlich nichts zur Sache. Aber immerhin: wir waren einige Zeit auf Burg Rhoda, und da haben die guten Leute im Städtchen einen schönen Verein zur Errichtung eines Heims für Schwindsüchtige gegründet. Ihre Frau Mutter durfte als Herrin des nahen Stellhausen nicht fehlen, und mich forderte man zur Ehrenpräsidentin auf. Nun — ich habe da in der Brust vor Jahren auch einmal Schmerzen gehabt, daß ich meinte, ich müsse sterben. So sagte ich zu, und kurz und gut: ich schätze Ihre Frau Mutter! Verstehen Sie mich recht, Herr Baron, ich schätze sie sehr hoch, trotzdem die Treffliche nicht richtig deutsch spricht. Und sie war mir ein

lieber Besuch auf Burg Rhoda, trotzdem sie mir selbst erzählte, daß sie hinter dem Ladentisch gestanden und daß Ihr Herr Vater, Herr Baron, seine Millionen als Viehgroßhändler erwarb. — Wir haben auch von Ihnen gesprochen — beiläufig —"

Der Oberstlieutenant hatte seine Fassung wiedergewonnen. Er verbeugte sich und schaltete ironisch ein: „Eure Durchlaucht sind sehr gnädig."

„Sie werden sich wohl selbst sagen, Baron Pflaune, daß ich die große Heerstraße" — sie deutete rückwärts — „nicht verlassen habe, nur um Ihnen die Grüße Ihrer Frau Mutter zu bestellen?"

„In der That, gnädigste Prinzessin —"

„Ich hätte dieses Tete-a-Tete unter vier Augen, wie Sie sich vorhin so hübsch ausdrückten, überhaupt nicht herbeigeführt, wenn ich nicht heute zufällig aus dem Munde Ihres Herrn Bruders erfahren hätte, daß Sie es für gut befanden" — sie stockte einen Augenblick, um dann heftig zu ergänzen: „unsre frühere Bekanntschaft einfach zu verschweigen. Ich muß wohl fragen, Baron Pflaune, warum thaten Sie das?"

Er war einen Schritt vorgetreten und hob ein wenig die rechte Hand, als wolle er sprechen. Aber nun stand sie auf und fuhr hastig fort: „Still! — Ich weiß es ohne Ihre Erklärungen und ohne Ihre schönen Worte, die den nackten Thatbestand doch nur umgehen würden: Ihnen ist unser ganzes Wiederbegegnen hier peinlich, und wenn es nach Ihren Wünschen ginge, würde es am besten mit dem Schleier der Vergessenheit bestectt, daß Hauptmann Baron Pflaune einst um

die kleine Komtesse Sidonie warb, und daß diese nahe daran war, einem herzlosen Egoisten zum Opfer zu fallen ...“

„Prinzessin! Sie haben kein Recht, Durchlaucht,“ — er zischte es zwischen den schmalen Lippen hervor.

„Ich nehme mir das Recht!“ rief sie, den Kopf zurückwerfend. „Und ich darf es mir nehmen, Ihnen das und mehr zu sagen, denn — der Himmel weiß es! — ich habe ein Jahrzehnt schwer genug an dem einen Irrtum getragen, an dem Irrtum, Sie nicht richtig und rechtzeitig erkannt zu haben. Nicht nur das aber, Baron Pflaune, ich habe die Rechnung eines Toten mit Ihnen auszugleichen! — Ja, lachen Sie nur! Lachen Sie nur, Sie Mann mit den stählernen Nerven!“ Die Prinzessin brach kurz ab. Sie ließ sich wieder auf die Bank niederfallen, und es war, als käme plötzlich eine tiefe Traurigkeit über sie. Vor ihrem Geiste mochten die Manövertage vorüberziehen, in denen dieser Mann dort mit ihrem jungen Vetter Herbkagen auf das väterliche Schloß kam, den alten Bau mit der verblichenen, mühsam aufrecht erhaltenen Pracht, jene Tage, da sie in dem männlich schönen, stattlichen Offizier das Ideal ihres Herzens zu erkennen meinte, da ihre junge Brust sich voll Glückseligkeit weitete, als sie zu bemerken glaubte, daß er sie liebte.

„Eines Toten!“ wiederholte sie nun. „Jawohl, Baron Pflaune: Max Herbkagen ist tot, und der Himmel wird ihm verzeihen, wenn er mit einem Fluch auf Sie hinüberging. Denn Sie haben sein Leben zerstört, Sie allein!“

Auf der Stirn des Oberstlieutenants grub sich eine tiefe Falte ein. Er nagte an der Unterlippe und griff ein paarmal in seinen Bart, ihn mit einer heftigen Bewegung durch die Hand ziehend.

„Durchlaucht," stieß er dann hervor, „Durchlaucht — es war meine Pflicht —"

„Ihre Pflicht?! Gehen Sie mir doch mit dieser starren, erbärmlichen, jammervollen Buchstabenpflicht! Mich täuschen Sie nicht mehr, Baron Pflaune — mich nicht! In zu vielen schmerzerfüllten Nächten habe ich gerungen, bis mir endlich die Klarheit kam, welche Beweggründe Sie leiteten. O, nicht etwa eifersüchtige Liebe! Nein, so hoch veranschlage ich Sie jetzt nicht mehr! Ich war für Sie auch nicht mehr, als einer von vielen Faktoren in einem Rechenexempel: Das Wappen der armen kleinen Komtesse gab ja solch eine hübsche Ergänzung zu dem — zu dem Wappen mit den beiden Eberköpfen. Und wenn mein guter Vater auch ein fast armer Mann war, er hatte doch Konnexionen und Verbindungen, die einem strebsamen Offizier zu gute kommen mußten! Und daß das kleine Komtesserl nicht gerade häßlich war, und daß man von ihr sagte, sie sei nicht gerade auf den Kopf gefallen, nun, das war auch einer der Unterfaktoren!"

Baron Pflaune richtete sich straffer auf. Er hatte seinen Entschluß gefaßt. „Durchlaucht werden die Gnade haben, mich jetzt zu beurlauben!" sagte er möglichst kalt und gleichgültig.

„Sie bleiben, Herr von Pflaune!" entgegnete sie scharf. „Für feige habe ich Sie nie gehalten, lassen

Sie mich wenigstens bei dem guten Glauben. Ich muß mich einmal aussprechen, endlich einmal! Ich muß die Last von meiner Seele wälzen, die aus einem heiteren Kinde ein vergrilltes Geschöpf machte, das an nichts mehr eine rechte, volle Freude finden kann! — Ja, zucken Sie nur die Achseln! Es ist doch so! Immer wieder taucht vor mir das blasse, verstörte Gesicht des Unglücklichen auf, wie er zu uns nach Braunfeld kam und vor meinem Vater stand und dem alten Manne dann zu Füßen stürzte. O, Baron Pflaune, kein Wort davon, daß Sie, der Millionär, Ihrem ‚Freunde‘, der Ihnen alles gestanden hatte, nicht die elenden zehntausend Mark zur Bezahlung des Wechsels gaben! Ich weiß ja: ‚Sie wollten dem Leichtsinn nicht Vorschub leisten.‘ Ich weiß ja: ‚es wäre ein Tropfen auf einen heißen Stein gewesen.‘ Ich weiß — ich weiß —! Nun, mein Vater dachte anders. So schwer es ihm geworden wäre, er hätte dem Sohne der Schwester das Geld gegeben, er bot es ihm. Aber da kam erst die volle Wahrheit zu Tage — die furchtbare Geschichte mit dem Ehrenschein, und daß Sie — Sie, der Kamerad, der Freund — ihm dies Geständnis entrissen und dann dem Ehrenrat davon Mitteilung gemacht hätten, daß der Unglückliche sein Wort für die Bezahlung der Schuld verpfändete.“

Der Oberstlieutenant raffte sich noch einmal auf. „Durchlaucht, ich wiederhole, es war meine Pflicht! Ich war Mitglied des Ehrenrats, und die Bestimmungen sind ganz klar und deutlich.“

Sie lachte bitter. „Natürlich, ganz klar und deut-

lich! Es steht da ja wohl einmal, daß jeder Offizier die Pflicht hat, eine unehrenhafte Handlung eines Kameraden, von der er erfährt, zur Kenntnis des Ehrenrats zu bringen. Und zum andern, daß jeder Offizier, der solch einen unseligen Schein unterzeichnet, aus der Armee scheiden muß. Schwarz auf weiß soll das ja da stehen, schwarz auf weiß! Ich bin nur ein Weib, und ich kann mir kein Urteil darüber anmaßen, ob diese Bestimmung gut oder notwendig ist. Aber das weiß ich doch, daß Sie, Baron Pflaune, nicht aus Pflichterfüllungstrieb handelten, sondern weil Sie glaubten, der arme Max stände zwischen Ihnen und mir! Und solang ich lebe, werde ich das kurze Pfui! nicht vergessen, das mein Vater ausstieß, als der Vetter ihm alles gestanden. Und dies Pfui — es galt nicht dem Unglücklichen — es galt Ihnen!"

Aschfahl war das Gesicht des Oberstlieutenants geworden. Seine Lippen bewegten sich, aber er brachte lange kein Wort heraus. Sie sah ihm starr ins Antlitz.

Mühsam stammelte er endlich: „Die Rücksicht auf Durchlaucht — verbietet mir —"

„Lassen Sie die Rücksichten beiseite!" fuhr sie auf. „Ich stehe hier nicht als Prinzessin vor Ihnen, sondern als Sidonie Trach!" Und dann schlug sie plötzlich die Hände vor das Gesicht, und ihre Gestalt bebte vor innerer Erregung. Aber mit einer gewaltigen Willensanspannung raffte sie sich zusammen.

„. . . So, Baron Pflaune! Wir wären ja wohl nun fertig miteinander. Nur das mögen Sie noch mit-

nehmen von hier, wenn es Ihnen bisher nicht zum Bewußtsein gekommen sein sollte, daß die Antwort meines Vaters auf Ihren späteren Antrag nicht ganz der Wahrheit entsprach. Er schrieb, daß seine Tochter Ihre Neigung nicht erwidere. Heute aber sage ich Ihnen, Baron Pflaume, daß ich Sie geliebt habe."

Sie schritt an ihm vorbei, den Fußsteg zurück, den sie gekommen waren. Langsam, schweren Ganges, folgte er.

Als sie auf den breiten Parkweg heraustraten, auf dem noch die letzten Sonnenstrahlen spielten, kamen vom Schlosse her Prinz Ottokar und Baron Bruno.

„Aber wo bleibst du denn, Sidonie?" rief der Prinz.

Sie lachte: „Denken Sie sich nur, Herr von Pflaume, daß Ihr Herr Bruder mich falsch geführt hat — er war des rechten Weges doch einmal nicht kundig!" Und während der Schloßherr mit einem Lächeln der Entschuldigung sagte: „Mein Bruder ist ja auch erst kurze Zeit hier, Durchlaucht!" hing sie sich an den Arm ihres Gemahls und schmiegte sich mit einer ungewohnten Zärtlichkeit an ihn. „Es wird kühl, Ottokar."

Sie schritten der Terrasse zu. Dort stand noch eine kleine Gruppe Herren um Doktor Bernhaupt. Die Damen schienen auch die Abendkühle empfunden zu haben. Aus dem an die Terrasse stoßenden Musiksaal klang der volle Ton des Bechsteinschen Flügels.

„Wer spielt dort, Baron? Das ist ja meisterlich," fragte die Prinzessin leise.

„Ich vermute, Durchlaucht: Fräulein Bernhaupt!"

„Wir wollen hineingehen!"

Der Oberstlieutenant war zu den Herren getreten. Gleich darauf hörte man seine scharfe Stimme sich in das Gespräch mischen.

Fünftes Kapitel.

In das Regiment Markgraf Max von Villau war unstreitig ein gewaltiger Zug gekommen. Selbst diejenigen unter den Kameraden, welche die schwere Hand des neuen Kommandeurs mit oder ohne Schuld am empfindlichsten spürten, mußten das anerkennen. Und sie mußten zugleich die Unermüdlichkeit des Oberstlieutenants anerkennen, vor dessen Auge niemand sicher war.

In aller Morgenfrühe schon tauchte er auf dem Kasernenhofe auf zum Schrecken des wachthabenden Unteroffiziers und sämtlicher Feldwebel. In welch verstecktem Winkel der Umgegend Hauptmann von Miller seine Unteroffizierübung ansetzte, der Oberstlieutenant „besuchte" ihn. Wenn er zwischen sieben und acht Uhr im Osten Villaus das eine Bataillon bei einer Felddienstübung „beehrt" hatte, erschien er um neun Uhr im Westen der Stadt auf den Schießplätzen, revidierte um elf Uhr eine Bekleidungskammer und wohnte um zwölf Uhr der Paroleausgabe bei. Kein Nachmittag, an dem er nicht einen Lieutenant und dessen Turn=

abteilung oder einen theoretischen Unterricht „überfiel“; kaum ein Abend, an dem er nicht noch einmal irgend ein Compagnierevier „unsicher“ machte.

Er hörte alles, er sah alles. Hauptmann Kerbach erfuhr plötzlich aus dem Munde des Kommandeurs, daß sich sein Sergeant Weitbach unerlaubterweise in der Kaserne einen Pudel halte; Major Welter hörte zu seinem Erstaunen, daß der Bataillonsschreiber gestern nachmittag mit einem weißen „Bäffchen“ unter dem Kragen über den Marktplatz spaziert sei; dem Premierlieutenant Graf Weltingen teilte der Oberstlieutenant mit, daß sein getreuer Bursche das Leibroß anstatt im Schritt im schlanken Trabe bewegt, und Hauptmann von Hellbach wurde dafür „angesehen“, daß ein Mann seiner Compagnie mit zu kurzer Hose auf Posten gestanden habe.

Das Regiment Markgraf Max von Villau hatte in den letzten Jahren einen sogenannten „guten“ Oberst gehabt, einen milden Herrn. „Er war zu gut für diese Welt, darum mußte er sterben,“ meinte Kerbach, wobei unter „sterben“ natürlich „den Abschied nehmen“ zu verstehen war; — in weiser Erkenntnis, daß nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen, hatte das Militärkabinett nun einen strammen Gebieter an die Spitze des Regiments gestellt, und zu dem angeborenen Drang gesellte sich bei dem Oberstlieutenant vielleicht auch noch die Wirkung manch schöner Weisung des Corps, der Division, der Brigade, die ihm anvertraute Truppe kräftiglichst aus der Behaglichkeit emporzurütteln, in die sie sich eingesponnen hatte.

Er fühlte sich ganz als der geeignete Mann dazu. Sein einer Grundsatz war, das Unmögliche zu verlangen, um das Möglichste zu erreichen; und der zweite, daß der Tag auch fünfundzwanzig Stunden haben müsse, sobald der königliche Dienst es etwa fordere.

Und ehe drei Wochen ins Land gingen, wurden selbst die bequemsten Compagnieväter „fleißig", wie die Bienen. Es kam nicht mehr vor, daß sie diesen oder jenen Dienstzweig den bewährten Händen ihres Premiers überließen. Zum Schaudern der Gattinnen waren sie vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend persönlich im Dienst. Da konnten die Bataillonskommandeure unmöglich zurückstehen. Auch sie, denen bisher im allgemeinen die Wahrung möglichster Selbständigkeit der Compagniechefs als eine ihrer wichtigsten Aufgaben vorgeschwebt hatte, stürzten sich in das Getriebe. Es war doch allzu peinlich, sich sagen zu lassen: „Ich hoffte eigentlich, Sie heut früh bei der achten Compagnie zu treffen, Herr von Halter. Es gab da mancherlei zu monieren —" oder: „Ich begegnete heute morgen, als ich zu den Schießständen hinausritt, einigen Schießabteilungen der dritten und vierten Compagnie, Herr Major, deren Anblick wirklich nicht schön war. Vielleicht richten Sie gelegentlich auch Ihr Augenmerk —"

Der Oberstlieutenant wahrte stets eine tadellose Höflichkeit. Fast jeden seiner Befehle, jede seiner endlosen Ermahnungen kleidete er in die Form eines Wunsches ein. Aber aus seinem „Ich darf wohl bitten" klang stets ein eiserner Wille heraus.

Den lieben Lieutenants war er zuerst am wenigsten „unbequem" gewesen. Sie hatten mehr Dienst als früher, aber in ihrem frohen Uebermut fanden sie alles doch nach wie vor „verbrecherlich lächerlich". Unbehaglich war ihnen nur, daß der neue Kommandeur regelmäßig im Kasino aß, wie ein steinerner Gast vor seinem Schoppen billigsten Mosels sitzend und die Tischrunde stumm musternd. Bald genug sollten aber auch sie den Geist des neuen Herrn wehen fühlen. Es wurde fast zur Regel, daß das Parolebuch eine Notiz enthielt: „Ich wünsche morgen Herrn Lieutenant X. um 12 Uhr im Regimentsbureau zu sprechen." Auch diese kleinen Verhandlungen unter vier Augen wurden seitens des Oberstlieutenants stets in den ausgesucht höflichsten Formen geführt, doch die meisten der Citierten verließen das Geschäftszimmer gesenkten Hauptes und seufzten draußen: „Unser alter guter Demming konnte manchmal grob wie Bohnenstroh sein, wenn man etwas ausgefressen hatte, aber — er war angenehmer."

Und nun folgten endlose Offizierversammlungen, in denen die Resultate jener Verhandlungen unter vier Augen eingehendst erörtert wurden. „Ich habe Veranlassung genommen, meine Herren, die Tischrechnungen zu revidieren, und leider gefunden, daß einige Herren, — von der Nennung der Namen will ich vorläufig absehen, — ganz ungehörig große Reste stehen lassen," hub die Belehrung heute an, um in ausgedehnte Reden gegen Luxus und Wohlleben überzugehen; morgen hieß es: „Ich habe bemerkt, daß einige Herren sich Freiheiten im Anzug gestatten, die ich nicht dulden darf,"

und es schloß sich eine lange Vorlesung über die Kleiderordnung daran. Das nächste Mal besprach der Oberstlieutenant „die erforderliche Zurückhaltung im Verkehr mit einzelnen Teilen der Civilbevölkerung", dann schärfte er das Verbot des Civiltragens ein oder betonte als seinen Wunsch, daß die unverheirateten Herren möglichst auch die Abende im Kasino zubrächten.

Auch heute war das Offiziercorps wieder nach dem Versammlungszimmer befohlen worden. Der Kommandeur hatte zuerst eine längere Reihe rein dienstlicher Angelegenheiten erörtert. Nun schien er mit diesen fertig zu sein. Er gab ein dickes Aktenheft, aus dem er einige Bestimmungen vorgelesen hatte, in die Hände des Regimentsadjutanten zurück, machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Jetzt, meine Herren, habe ich nur noch eine Angelegenheit zu berühren, die ich diskret zu behandeln bitte, als eine interne Sache des Offiziercorps. Es handelt sich eigentlich auch nur um einen Wunsch, — ich betone: einen Wunsch meinerseits. Meine Herren, verschiedene unter Ihnen verkehren, wie ich weiß, seit längerer oder kürzerer Zeit im Hause des Herrn Dr. Bernhaupt in Neuhütte. Ich traf nun neulich auch mit diesem Herrn in Gesellschaft zusammen, bei meinem Bruder in Trunberg, dessen Arzt er ist. Der Zufall wollte, daß ich mit ihm, — gegen meinen Willen, — in ein ernstes Gespräch verwickelt wurde. Es handelte sich um sociale Fragen, und wir vertraten sehr verschiedene, gänzlich entgegengesetzte Richtungen. Das ist eine Sache für sich, — in unsrer Zeit muß man darauf gefaßt sein, selbst in

uns näher stehenden Kreisen bisweilen merkwürdigen Anschauungen zu begegnen. Aber Herr Dr. Bernhaupt gefiel sich darin, seine Ansichten mir gegenüber mit einer eigenen Schärfe auszuspielen, mit einer, — gelinde gesagt: Schärfe, die mich zwang, das Gespräch abzubrechen, zumal ich mich einem Gaste meines Bruders gegenüber befand, und weil auch die Anwesenheit Seiner Durchlaucht des Prinzen Ottokar mir äußerste Reserve auferlegte. Nun, meine Herren, — ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, — daß, wie ich mich stets als Vertreter des ganzen Offiziercorps betrachte, — ich auch von diesem als Gesamtheit erwarte, daß es mich vertritt. Ich stelle es Ihrem bewährten Takt anheim, Ihre Stellung zu jenem Herrn zu regulieren, wobei ich aber besonders den jüngeren Herren auch den kameradschaftlichen Rat geben möchte, in dieser Stellungnahme jede Extravaganz zu vermeiden." Eine kurze eindrucksvolle Pause. Dann das übliche Entlassungswort: „Ich danke Ihnen, meine Herren!"

Hauptmann von Hellbach hatte auf dem Kasernenhofe noch eine Besprechung mit seinem Feldwebel. Als er diese erledigt hatte und sich dem Thor zuwandte, sah er Herrn von Miller dort auf und ab gehen. Er hatte augenscheinlich auf ihn gewartet.

Langsam schlenderten sie durch den Schloßpark der Stadt zu.

„Sagen Sie 'mal, Hellbach, was gab's denn eigentlich zwischen Bernhaupt und dem Oberstlieutenant? Sie waren ja auch in Trunberg," fragte Miller endlich.

Hellbach zuckte die Achseln. „Eigentlich war's nicht

der Rede wert, — nach meinem beschränkten Unterthanenverstand. Und wenn überhaupt von einem Konflikt die Rede sein kann, dann hat ihn sicher nicht unser guter Bernhaupt heraufbeschworen. Wir standen, — es war lange nach dem Diner, — ganz harmlos auf der Terrasse; der Doktor und der Regierungsrat Wernaer trugen fast allein die Kosten der Unterhaltung. Sie sprachen, ganz theoretisch, über die Arbeiterfrage und stritten sich, durchaus als gute Freunde, ein bissel über die großen Wohlfahrtseinrichtungen des Kommerzienrats Stubbe drüben in Ostroda. Da kommt plötzlich unser Oberstlieutenant von einem Spaziergang zurück und mischt sich in das Gespräch, — meiner Meinung nach von vornherein in einer Gereiztheit, die ihm sonst ganz fremd ist. Er bricht kurzer Hand über den ‚philanthropischen Unsinn‘ den Stab; ich kann dir das Einzelne nicht mehr genau wiedergeben, aber das weiß ich bestimmt, daß der Doktor seiner Art nach sehr ruhig und allerdings auch klar und bestimmt entgegnete. Dann sagte der Oberstlieutenant plötzlich: ‚Diese ganze sogenannte Arbeiterfrage wird schließlich doch nur mit Blut gelöst werden können.‘ Der Doktor erwidert: ‚Das ist sicher nicht im Sinn der Allerhöchsten Botschaften.‘ Der Oberstlieutenant repliziert: ‚Wir werden ja sehen, wohin das übertriebene Verhätscheln führt,‘ und der Doktor meint: ‚Je nun, mein Vater trug selbst noch die Schwielen der Arbeit auf seinen Fäusten, Herr Oberstlieutenant. Da würde es dem Sohne schlecht anstehen, wollte er sich weitab stellen von der Interessensphäre des Standes, aus dem er hervorgegangen ist.‘

Darauf kriegte Pflaume einen roten Kopf und sagte scharf: ‚Wollen Sie sich damit mit der Socialdemokratie identifizieren?‘ — ‚Durchaus nicht!‘ erklärte Bernhaupt. ‚Die wahren Interessen der Arbeiterbevölkerung sehe ich auf einer ganz andern Seite, als auf der der Herren Liebknecht und Bebel. Aber das hindert mich nicht, an der Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse mitzuarbeiten, wo ich das nur immer mit meinen schwachen Kräften kann.‘ — ‚Viel Vergnügen, Herr Doktor!“ — ‚Vergnügen suche ich dabei nicht, ich thue nur meine Pflicht.‘ —

„Das war so ungefähr der Gang der Unterhaltung, und wir dachten uns alle nichts Arges dabei, wenn es auch nicht gerade sehr gemütlich war, Zuhörer zu spielen. Aber nun warf Pflaume plötzlich den Kopf zurück und sagte ganz unmotiviert: ‚Wir fassen wahrscheinlich den Begriff Pflicht sehr verschieden auf.‘ Der Doktor trat einen Schritt zurück. Sie kennen Bernhaupt, lieber Miller, sein Ehrbegriff ist sicher nicht weniger ausgeprägt als der unsre, — er war aschfahl im Gesicht geworden. Aber er beherrschte sich merkwürdig. Nach einem kurzen, peinvollen Augenblick sagte er ganz kalt: ‚Da haben Sie sicher recht, Herr Oberstlieutenant, wir fassen den Begriff der Pflicht sehr verschieden auf. Ich aber füge hinzu, daß ich mir die Begrenzung dieses Pflichtbegriffs für mich auch durchaus vorbehalte als das unveräußerliche Recht eines unabhängigen Mannes und eine Beurteilung meiner Auffassung durch Fremde nicht liebe.‘ — So ungefähr sprach er, und es erschien uns allen als eine Erlösung, daß in diesem

Augenblick der Prinz mit einer gleichgültigen Frage herantrat."

„Hm, — hm!" machte Miller, und dann gingen sie schweigend ein Stück weiter. Plötzlich aber blieb der Aeltere stehen und fragte: „War das alles, lieber Hellbach?"

„Ja und nein! Wie Sie es nehmen wollen, Miller. Die beiden kamen glücklicherweise nicht wieder aneinander, dank des zufälligen Dazwischentretens des Prinzen einmal, dann aber, weil der Doktor unmittelbar darauf in den Saal ging, wo die Damen musizierten, — auch das nur, um seine Tochter aufzufordern, sich zu empfehlen."

„Und Sie, Hellbach, folgten ihm?"

„Jawohl, Miller. Verdenken Sie es mir, daß ich das unwiderstehliche Verlangen fühlte, ihm die Hand zu drücken?"

„Gewiß nicht! Nur —"

„Nur?"

„Mein Himmel, Hellbach, wir haben unsern neuen Herrn doch schon genugsam kennen gelernt."

Der Jüngere nickte. „Das ist eben ‚das andre', von dem ich noch sprechen wollte. Pflaune sah nämlich, daß und wie ich mich von unserm alten Doktor verabschiedete, — und seine heutige Rede ist sicher in erster Linie auf mich gemünzt gewesen."

Hauptmann von Miller hatte ein Blatt von einem Jasminstrauch abgerissen und drehte es zwischen den Fingern, es erst zusammen- und dann wieder aufwickelnd.

„Hören Sie 'mal, Hellbach, lassen Sie sich warnen!"

hub er endlich an. „Pflaune ist nicht der Mann, der vergißt oder vergibt. Seien Sie vorsichtig!“

„Das sagen Sie, Miller?! Ich brauche ja gar nicht einmal zu fragen, ob Sie etwa dem Doktor die Freundschaft kündigen wollen, ich kenne Sie zu gut!“

„Ja, — ich! Das ist ganz etwas andres.“ Miller pfiff durch die Zähne und lächelte. „Mein bester Hellbach, bei mir kommt's nicht mehr drauf an. Ich habe die Majorsecke so wie so dicht vor mir und — nun, ich weiß es, daß Pflaune mir so etwa im Herbst das Genick abdrehen wird, wenn ich ihm dies satanische Gelüste nicht durchkreuze und noch vor dem großen Augenblick freiwillig gehe. Ich weiß nur noch nicht recht, was mir mehr Spaß macht: ihm zuvorzukommen, oder, wenn er mir an den Hals will, ihm noch einen zierlichen Knüppel zwischen die langen Beine zu schieben. Na, — gleichviel! Aber mit Ihnen ist das eine ganz andre Sache, Hellbach. Sie sind jung, haben die besten Empfehlungen, waren auf Akademie und — na, kurz und gut, vor Ihnen liegt die Welt. Darum hören Sie auf mich und stellen Sie Ihre Zukunft nicht leichtsinnig aufs Spiel. — Uff!“ machte er noch und schloß: „Das war so ziemlich die längste Rede meines Lebens.“

„Aber nicht die beste, Miller, und sie war auch nicht ganz ehrlich. Ich kenne Sie besser. Genug: ich gehe heute noch nach Neuhütte, und wenn —“

„Ich hab's eigentlich nicht anders erwartet!“ fiel ihm der Ältere ins Wort. „Hier, Hellbach, meine Hand! Und nun kommen Sie zu Papa Dunse. Wir wollen uns den Aerger mit einem guten Tropfen hinunter-

spülen. Und vielleicht haben wir Glück und treffen Ihren Herrn Vater dort. 's ist mir jetzt immer eine besondere Herzerquickung, den alten Edelmann von echtem Schrot und Korn zu sehen. Mit ihm geht's mir, wie unserm Doktor gegenüber. Die sind beide echt. Aber es gibt leider gar zu viel Talmi in der Welt."

Auch der Oberstlieutenant verließ bald nach der Offizierversammlung die Kaserne.

Als er seine Wohnung betrat — er hatte eine Etage ganz in der Nähe der Kaserne gemietet — erwartete ihn bereits sein Civildiener im Flur, um ihm Säbel und Mütze abzunehmen. Er liebte es, schnell bedient zu werden.

„Briefe gekommen, Werner?"

„Ein Brief und einige Drucksachen, Herr Oberstlieutenant."

Auf der Platte des Schreibtisches in dem Arbeitszimmer lag die Post. Obenauf ein Umschlag mit der peinlich genau ausgeschriebenen Adresse in großen, ungelenken Schriftzügen.

Der Oberstlieutenant warf sich in den Sessel vor dem Schreibtisch und wog den Brief einige Augenblicke in der Hand. Dann riß er den Umschlag mit einer heftigen Bewegung auf und las.

Die Baronin Pflaune schrieb an ihren ältesten Sohn:

„Mein liebes Fritzchen.

Nähmlich weil es schon so lange her is, daß ich gar nicht von Euch beyden gehört hab, muß ich Dir doch einmal schreiben und fragen, wie es Dir und

Bruno gehn thut. Denn ich hab mannichmal große Sehnsucht nach Euch Beyden, da Ihr doch wohl einmal zu mir kommen könnt, wenn Ihr nicht wollt, daß ich zu Euch komme. Nämlich ich bin in die Siebzig und wennschon Gottlob gesund, kann mich unser HErrgott doch alle Tage zu Sich nehmen. Und ich hab Euch dann nicht gesehen und meine Gedanken sind doch immerzu bei Euch. Zwey Jahr ist es, mein Fritzchen, daß ich Dich nicht gesehn, und du bist damals auch nur auf ein einziges Stündecken bei mich in Stellhausen gewesen und hast gleich wieder fort gemußt von wegen die Manöver. Und bei dem Bruno ist es schon an die drei Jahre, und er ist immer ein so kränklich Kind gewesen, nimmt sich auch nie nicht recht in Acht.

Ich bin nu jetzt hier bei Mengers, und ist auch hier nicht allens so, wie es sein sollte. Die Grete schmeißt das Geld zum Fenster heraus, der Menger ist ein gutes armes Schaf. Die Kleine ist ein gutes liebes Kind, aber so verängstigt und immer so blaß und müde. Ich möchte sie gern mit nach Stellhausen haben, sie mit Eiern und Milch rausfuttern.

Da is nu hier ein Doktor Bernhaupt, und das is der Sohn von einem Doktor Bernhaupt, der bei Bruno Arzt ist, sagt Lotteken. Deßhalb schreib ich nu hauptsächlich nämlich. Du sollst mir genau schreiben, lieber Sohn, was Du von dem alten Doktor weißt und ob Du was von dem Jungen zu wissen bekommen kannst. Ganz genau, liebes Fritzchen, denn es is nämlich wichtig. Laß Deine alte Mutter aber nich wieder so lange auf Antwort warten.

Lieber Sohn, ich wünsche Dich recht von Herzen recht viel Gutes. Du sollst sehr strenge sein gegen die Leute, hat man mich hier gesagt. Das is ganz gut, denn ohnedem geht es nu mal nich. Aber, liebes Fritzchen, es muß allens seine Art haben. Wenn Einer recht strenge is, muß er auch sehr gut sein können. Das eine geht nich ohne das Andre, denn sonst werden die Leute quierig. Ich weiß schon, Ihr hört's ja nich gerne, wenn man davon spricht. Aber ich möcht es Dir doch sagen. Vatern und ich haben oft Hundert Leute und mehr unter uns gehabt, und es waren auch quierige Gesellen drunter. Aber es ging immer, weil wir nämlich sehr streng aber auch gut waren. Immer gerecht, das ist die Hauptsache, meine ich immer.

„Nu sey nich böse, lieber Sohn, daß ich das so sage. Nimm Dich auch gut in Acht, besonders wenn's regnet. Vatern hatte da bald mal ein Reffma weg, es liegt das wol in die Familie. Schreib mir also gleich, liebes Fritzchen, grüße den Bruno und er soll seine alte Mutter auch nich vergessen. Du nich über den Dienst und er nich über seine Vornehmen. Du mein HErrgott, und wenn Du die ganze Brust voll Orden kriegst un er noch einmal gegraft wird, was habt Ihr am Ende davon? Im Himmel oben wird's Euch nicht angerechnet, aber der liebe Gott fragt, ob Ihr Eure Mutter lieb und in Ehren gehalten habt.

„Lebwohl, liebes Fritzchen. Es küßt Dich

Deine alte Mutter."

Sechstes Kapitel.

Das Häuschen des Doktors lag am Ostausgang von Neuhütte. Es war ursprünglich ein Bauernhaus gewesen, knapp Raum bietend für eine kleine Familie. Aber es heimelte schon von außen an mit seinen, von wildem Wein umrankten Fenstern und der seitlichen Holzveranda, die der Doktor angebaut hatte; auch sie war ganz vom wilden Wein und rankender Clematis übersponnen. Auf der sonnigen Rückseite des Hauses aber zog Bernhaupt echte Reben, und es war ihm im Herbst ein Hauptspaß, sich ein paar Fläschchen „eigenen Gewächses" zu keltern. „Siebenmännerwein" nannte Hauptmann von Miller diese Neuhütter Auslese, denn sechs Männer gehörten dazu, den siebenten, den begnadigten Trinker, zu halten, daß er nicht umfiel vor Schreck. Dem Doktor aber machte es besonderes Vergnügen, seinen Gästen zwischen andern guten Tropfen eine säuberlich als Bernkastler Doktor oder Zeltinger Himmelreich etikettierte Flasche seiner Goldtröpfchen einzuschmuggeln, und er konnte lachen, daß die Wände dröhnten, wenn sie seinen Selbstgewachsenen nicht herausschmeckten.

Das Haus lag ziemlich dicht an der Straße, nur durch einen schmalen Vorgarten von dieser getrennt. Auf beiden Seiten und rückwärts umgaben es ziemlich weite Gartenanlagen, die der Hausherr mit großer Liebe und Sorgfalt pflegte. Freilich nicht nach den Regeln sonstiger gärtnerischer Kunst; seltene Ziersträucher und kostbare Blumen fehlten — abgesehen von schönen

Rosen — fast ganz. Dafür kultivierte er unsre einheimische Flora aus Wald und Wiese mit erstaunlichem Geschick. Da gab es ganze Beete köstlich duftender Veilchen und große Rabatten von Glockenblumen; die gewöhnliche Pechnelke kam zu Ehren, die grünen Ränder eines kleinen Grabens, der durch den Garten lief, waren besäet mit Vergißmeinnicht. Unter den Büschen wucherte neben den schönsten Waldfarnen duftiges Maikraut, am hinteren Zaun aber, neben dem Gemüsegarten, hatte der Doktor seine weitberühmten Erdbeerplantagen. Weitberühmt nicht etwa wegen ihres Umfanges — der war nicht gar so bedeutend —, sondern weil sie fast alle bekannten Arten enthielten von Fragaria vesca bis zur Fragaria grandiflora in allen ihren Varietäten. Es war nichts Seltenes, daß die großen Gärtner aus Erfurt herüber kamen, sich bei Bernhaupt Rat zu holen, seine Meinung zu hören, wenn sie wieder einmal das unwiderstehliche Verlangen trugen, die Welt mit einer neuen Spielart zu beglücken.

Unter der Linde vor der Veranda saß Ella Bernhaupt. Sie hatte einen Korb mit Bohnen vor sich und schnipselte fleißig in die irdene Schüssel auf ihrem Schoße. Zu ihren Füßen lag der große Neufundländer, den Baron Pflaune dem Vater geschenkt hatte. Dem Vater und doch eigentlich ihr . . . sie wußte, daß der Hund ihr Begleiter sein sollte, wenn sie allein durch das Dorf oder nach den Villau ging; der Freund hatte ihr in dem treuen, starken Tier einen Beschützer geben wollen. Unnötigerweise, sagte sie sich wohl, denn sie

fürchtete sich vor niemand; aber es war doch lieb von ihm gewesen und gut gemeint.

Nero hob die Nase, richtete sich ein wenig auf und legte seinen Kopf auf ihre Kniee. Gleich darauf wurde die Gartenthür geöffnet, und als Ella aufschaute, sah sie den Schloßherrn von Trunberg gerade auf sich zukommen. Er zog den Hut und beschleunigte seine Schritte.

Sie setzte schnell die Schüssel auf den Tisch und erhob sich. Ohne jede Befangenheit reichte sie ihm die Rechte mit einem schlichten herzlichen Willkommengruß. Aber als er sich über die Hand beugte, sie küssen wollte, zog Ella sie schnell zurück.

„Ich komme zu Fuß von Villau herauf,“ er deutete wie entschuldigend auf seine bestaubten Schuhe, „oder wenigstens fast von Villau. Das Wetter war zu verlockend für einen Spaziergang. Da hab' ich den Wagen nach Hause geschickt. . . . Ist der Papa zu Hause, liebe Freundin?“

Sie sah ihm mit einem schalkhaften Lächeln ins Gesicht. „Papa ist über Land . . . wie ja stets um diese Stunde. Er wird sehr bedauern . . .“

„So, also nicht zu Hause! Dann heißt das also für mich wohl auch: gehab' dich wohl und zieh' in Frieden deines Weges weiter.“ Auch er lächelte, einer Aufforderung zum Bleiben gewiß. „Grausame Ella, ich hatte mich so sehr auf ein Tellerchen Erdbeeren gefreut. Sie kennen ja Papas Weisheit: viel frische Luft, viel Obst . . . besonders viel Erdbeeren . . .“

„Dann muß ich wohl als Doktorstochter den ver-

ständigen Wunsch des Patienten erfüllen. Einen Augenblick . . ." sie rückte ihm selbst den Stuhl an den Tisch, nickte ihm noch einmal freundlich zu und ging in das Haus.

Er folgte jeder ihrer Bewegungen mit den Augen, wie sie in ihrer eigentümlich sicheren Haltung bis zur Veranda ging, wie sie die wenigen Stufen hinaufschritt, bis die schlanke hohe Gestalt hinter der Eichenthür verschwand.

Dann erst setzte er sich mit einem leisen Aufseufzen. Und er stützte sinnend den Kopf in die Hand.

Wie schön sie war! Wie gut und liebenswürdig! Wie sie sich beide verstanden in Scherz und Ernst!

Seit fast einem Jahrzehnt nun kannte er sie. Und seit zwei Jahren, seit sie aus der Pension in das Vaterhaus heimgekehrt war, hatte sich zwischen ihr und ihm ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt, kameradschaftlich fast zuerst, wie es sich nicht selten zwischen reiferen Männern und jungen Mädchen einstellt, indem der „Onkel" der Kinderjahre zum Freunde wird; auch jetzt noch waren die äußeren Formen ihres Verkehrs lediglich freundschaftliche, aber die fröhliche Kameradschaft hatte sich längst zu einer ernsten Neigung vertieft. Sie wußten es beide auch ohne Aussprache, und sie freuten sich beide des verschwiegenen Glücks. Sie: in ihrer ruhigen Art mit stiller Gewißheit der Stunde harrend, in der er sprechen würde, voll schönen weiblichen Vertrauens, ohne an seinem Thun und Lassen zu mäkeln oder zu deuteln. Er: sich ganz dem Zauber ihrer Persönlichkeit, ihrer Schönheit und ihrer liebenswürdigen Anmut hingebend, ohne das leidenschaftliche

Begehren heißblütiger Jugend, aber gewiß und froh, daß er nur zu sprechen brauche, um sie sein zu nennen. Hundertmal schon hatte das erklärende Wort ihm auf den Lippen gelegen, und immer war es doch unausgesprochen geblieben. Wieder und immer wieder malte er sich das Glück aus, sie heimzuführen, mit ihr in stillerer Ruhe als bisher ganz seinen künstlerischen Neigungen, denen sie ein so seltenes Verständnis entgegenbrachte, zu leben; daheim auf Schloß Trunberg oder auf Reisen, ihr, die noch so wenig von der Welt gesehen, die großen Kunststätten Europas zu zeigen, mit ihr ein behagliches Glück zu finden statt der hastenden Unruhe seines bisherigen Lebens, statt selbstauferlegter geselliger Pflichten ruhigere, sonnigere, innerlichere Freuden. Baron Bruno war nicht ohne Selbsterkenntnis. Es fehlte in seinem Leben nicht an Stunden, in denen ihm die Jagd nach vornehmen Bekanntschaften, die Sucht, seinen jungen Namen unmittelbar neben die ersten des Landes zu stellen, lächerlich vorkam. Aber er vermochte es doch nicht, die Geleise, in denen er gewandelt war seit seinen Schülerjahren auf dem Vitzthumschen Gymnasium in Dresden, freiwillig zu verlassen. Damals hatte ihn der Zufall als Klassenkameraden mit einer ganzen Anzahl von Söhnen der ältesten Geschlechter Deutschlands zusammengeführt; es hatten sich — nicht zuletzt dank seines schmiegsamen, immer entgegenkommenden, immer gleich liebenswürdigen Wesens — Freundschaften geschlossen, die für die Richtung seines Lebens und Strebens bestimmend geworden waren. — — — — — —

Da wurde die Thür der Veranda schon wieder geöffnet. Ella trat heraus, ein kleines Brett mit einem Glase Milch und einem Schüsselchen Erdbeeren in der Hand. Es war doch genug gesunder Mädcheneitelkeit in ihr, daß sie die große Schürze abgelegt hatte. Das schlichte helle Kattunkleid umschloß knapp die wundervollen Formen ihres schlanken Körpers.

Er sprang auf und eilte ihr entgegen, ihr das Brett abzunehmen. Aber sie gab es ihm nicht und meinte, er solle nicht ihre Hausfrauenrechte und Hausfrauenpflichten zu kürzen suchen: „‚Dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung‘,“ sagte sie scherzend. Und er drohte, weitercitierend, mit dem Finger: „. . . ‚denn durch Dienen allein gelangt es endlich zur Herrschaft‘. Unterschlagen Sie den Schlußsatz nicht, Fräulein Ella! — auf die Herrschaft kommt es ja doch an. Der arme Papa hat mir neulich erst geklagt, welch arge Tyrannin Sie seien.“

„Hat er?“ Sie lachte. „O, über Papa ist gut herrschen — solange man ihm nämlich den Willen thut, nicht auf seinem Schreibtisch abstaubt, seine Bücher nicht ordnet und ihm im Garten nicht ins Gehege kommt. Auch darf man keine ärztliche Hilfe von ihm verlangen — als Tochter nämlich —, sonst wird er ungehalten und behauptet, Arzteskinder hätten erstens überhaupt kein Recht, krank zu werden, und zweitens hätte er sein eigen Fleisch und Blut viel zu lieb, als daß er seine miserable Kunst an ihm ausüben sollte. Aber nun, bitte! Wohl bekomm's! Und ich werde mich

wieder an meine Bohnen machen, sonst schilt mich unsre alte Annemarie aus.“

Er lehnte sich bequem in den Korbsessel, dann und wann eine Erdbeere naschend und dazwischen ihre schlanken fleißigen Finger bewundernd. Sein Künstlerauge freute sich bewußt des Farbengegensatzes zwischen ihrem schneeigem Weiß, dem Grün der Bohnen und dem satten Braun der irdenen Schüssel, und wenn er die Lider ein wenig hob, dann traf sein Blick gerade auf das sanft gerundete, jetzt bei der Arbeit ein wenig geneigte Kinn und die feingeschwungenen Lippen. Ella hatte spielend ein winziges Stück Bohne zwischen die Lippen geschoben, und es kam ihm wohl der Gedanke, daß er aufspringen und es von ihrem Munde fortküssen möge. Aber das verführerische Begehren erlosch so schnell wieder, wie es in ihm aufgeschossen war, und er lächelte leise.

Es war so behaglich hier im tiefen Schatten auf dem bequemen Stuhl — indes wenige Schritte entfernt die Sonnenstrahlen über die Kieswege huschten und in den nahen Sträuchern die Bienen summten; im ganzen Schloßpark mochte es kein so reizendes Plätzchen geben — und nun zu allem Ella dort drüben.

Nun, da er beharrlich schwieg, sagte sie doch ein wenig schmollend: „Unterhaltend sind Sie gerade nicht, verehrter Kurgast.“

Nur ein klein wenig richtete er sich empor. „Ach gönnen Sie einem müden Manne doch diese kleine Ruhe, Sie liebe Samariterin, — wie selten wird es mir so gut, wie jetzt und hier.“

„Ja — Papas Erdbeeren!“

„Papas Erdbeeren sind einfach erhaben. Erdbeeren gibt's jedoch schließlich auch anderswo. Aber sie hier naschen, Fräulein Ella, von Ihnen gespendet, Ihnen dabei zuschauen zu dürfen, Ihre liebe Stimme zu hören, ah! —“ Er ließ den Satz unvollendet und lehnte sich wieder zurück, die Hände auf den Schoß verschränkend, auf eine Sekunde müde die Augen schließend. „Doppelt wohlthuend, das alles nach diesen anstrengenden letzten Tagen,“ fügte er dann hinzu.

„Die hohen Gäste sind abgereist?“

„Ich brachte sie ja eben zur Bahn, Fräulein Ella. Sie haben sich übrigens — 's ist auch nur natürlich — das ganze Herz der Prinzessin erobert.“

Ihre Lippen kräuselten sich ein wenig spöttisch: „Sehr gnädig! ‚Das ganze Herz‘. Nun, eine große Eroberung ist das wohl nicht.“

Mit unverhohlenem Erstaunen blickte er auf. „Hat Ihnen die Prinzeß nicht gefallen, Ella.“

„Sie war wirklich sehr liebenswürdig gegen mich. Es wäre unrecht, wollte ich das nicht anerkennen. Aber —“

„Aber?“

Die fleißigen Hände ruhten einen Augenblick. „Sie ist witzig, klug, vielleicht sogar geistreich. Ein kleiner Sprühteufel — gewiß äußerst amüsant, wenn ihre Laune danach steht, gefallen zu wollen. Aber ihr Herz — ihr Herz ist sehr arm!“

„Und das sagen Sie so bestimmt — nach so flüchtiger Bekanntschaft? Das wundert mich gerade von

Ihnen, Ella; es ist so sonst gar nicht Ihre Art, in Ihrem Urteil derart herbe zu sein.“

Ella hatte ihre Arbeit aufgenommen. Nun stockte sie doch wieder. Sie legte sogar das Messer beiseite. „Ich will Ihnen erklären, wie ich das meine,“ sprach sie sinnend. „Vielleicht habe ich mich auch ungeschickt ausgedrückt. Herzlos ist die Prinzessin mir eigentlich nicht erschienen, sie mag sogar gutmütig sein. Aber als ob sie ein krankes, ein verkümmertes Herz hätte, so kommt sie mir vor.“

„Da haben wir die Arztestochter!“

„Spotten Sie nicht! Eigentlich thut mir die arme Frau ja leid, muß mir leid thun. Ich glaube, sie hat einmal eine große Enttäuschung erfahren, und diese hat sie verbittert, gallig, spottsüchtig gemacht. Es ist wohl ihr Unglück, daß niemand ihr energisch entgegenzutreten wagt, daß sie sich ungezügelt gehen lassen darf. Gewiß ihr Unglück — aber ich mag nun einmal solche Naturen nicht, die sich nicht selbst zu beherrschen wissen.“

Er schwieg, und sie griff aufs neue zum Bohnenmesser.

Nach einer Weile erst fing er wieder an: „Nun sagen Sie mir auch einmal, Fräulein Ella, wie hat Ihnen denn die schöne Komtesse Helfenbladt gefallen?“

Da lächelte sie. „O, die ist eine durchaus glückliche Natur, glücklich mit zufrieden synonym genommen. Sie hat nämlich eine Eigenschaft, die fast immer glücklich macht, sie ist so wunderbar dumm. —“

„Liebenswürdig urteilen Sie gerade nicht über

meine letzten Gäste, Fräulein Ella.“ Es klang doch etwas Verletztsein aus seinen Worten.

„Sie hätten mich nicht fragen sollen,“ sagte sie leise und schnipselte noch eifriger drauf los.

In die behagliche Stimmung, deren er so froh gewesen, war ein kleiner Mißton gekommen. Er aß mit nervöser Hast den Rest seiner Erdbeeren und trank einen Schluck. Dann zog er umständlich den Handschuh über die linke Hand, nur um ihn gleich wieder abzustreifen.

„Sie mögen nicht ganz unrecht haben, Ella,“ sagte er endlich, wie mit einem plötzlichen Entschluß. „Aber ganz gerecht sind Ihre beiden Urteile darum doch nicht, denn sie treffen immer nur die eine Seite der Art beider Menschen. Einseitig ist Ihr Urteil,“ er sprach es lebhafter, wie glücklich, den rechten Ausdruck gefunden zu haben. „Sehen Sie, Ella, es ist doch auch viel Frohnatur in der Prinzessin. Wer so klug ist, wer solche Freude am Schönen, an der Kunst haben kann, der findet schließlich, wenn auch erst nach inneren Kämpfen, auch Befriedigung. Und nun die Komteß — mein Himmel, es kann nicht jeder aus dem Vollen schöpfen und — zugegeben — sie mag nicht sonderlich klug sein. Aber sie ist doch nicht nur schön; an ihrer Schönheit zu mäkeln, sind Sie ja viel zu gerecht. Sie hat doch auch viel Sympathisches: ihre ruhige, stille, wirklich distinguierte, vornehme Art.“

Sie sah zu ihm auf, und als sie den abgespannten Ausdruck in seinem Gesichte bemerkte, meinte sie eifrig: „Wir wollen nicht streiten, lieber Freund! Viel-

leicht war ich wirklich ein wenig scharf; lassen wir beiden Damen ihre guten Eigenschaften! — Darf ich Ihnen noch ein Glas Milch holen oder ein paar Erdbeeren?"

„Danke, danke!" Er schüttelte den Kopf und fuhr, nach der Art nervöser Menschen hartnäckig an dem Gespräch festhaltend, fort: „Mir war es wirklich eine Freude, die Herrschaften bei mir zu haben. Sie waren alle so nett, so liebenswürdig — es waren schöne Tage. Aber ich glaube, Fräulein Ella, Sie sind auch darin Ihres Vaters echte Tochter, daß Sie mir Welteinsamkeit predigen möchten."

„Wie sollte ich?"

„Doch, doch! Und Sie meinen es gut, ohne Zweifel, o, ich weiß, daß Sie es gut meinen, wie der Papa! Aber Sie schütten das Kind mit dem Bade aus: ich kann nun einmal ohne die gesellschaftliche Anregung nicht leben." Er war aufgestanden und ging mit kleinen Schritten den Gang entlang, immer fünf Schritte hin, fünf Schritte zurück.

Ella hatte die Hände sinken lassen und folgte ihm mit einem Blick voll liebevoller Besorgnis. Ein seltsam ernster, fast bekümmerter Ausdruck lag auf dem jungen Antlitz. Nun setzte sie die Schüssel fort und bat: „So nehmen Sie doch wieder Platz! Hab' ich Ihnen wehe gethan? Das wollte ich nicht, wahrhaftig nicht! Was geht mich denn die Prinzessin an und nun gar erst ihre Hofdame? Bitte, lieber Freund — so ist's recht! Und nun sehen Sie mich einmal an! Nicht mit der bösen Miene," sie versuchte zu scherzen, und es

wurde ihr doch nicht leicht — „‚bitte, recht freundlich‘! wie der Photograph spricht. Und dann — Sie haben mich ja einmal einen guten Kameraden genannt — dann lassen Sie einmal diesen guten Kameraden zu Worte kommen — oder auch die Ärztestochter, wenn Sie wollen! Darf ich reden? Nun also, Papa ist wirklich ein wenig besorgt Ihrethalben. Nicht, daß er Sie für krank hält, bewahre! Aber für nervös abgespannt, für recht sehr ruhebedürftig.“

Es lag etwas Wunderliches darin, wie das junge Mädchen da vor dem wohl um fünfzehn Jahre älteren Manne saß und eifrig auf ihn einsprach. Und doch gab es sich wieder auch so ganz natürlich. Der schmächtige Mann, mit den müden, zuckenden Mienen, schien des ruhigen Zuspruchs so bedürftig, und das blühende Mädchen sprach so verständig und dabei so warmherzig. Schon ihre sanfte, tiefe Stimme that ihm wohl.

„Papa hat, offen gestanden, diesen Besuch gar nicht gern gesehen. Und, nochmals offen gestanden, ich auch nicht, mein Freund. Und, damit Sie es nur wissen, Fräulein von Gaddern als dritte auch nicht. Aber wir wußten ja alle drei, daß daran nichts zu ändern sei. Nun aber, nun müssen Sie wirklich an sich denken, ganz sich selbst leben. Es kommt ja im Grunde nur auf den Entschluß an. Gastlichkeit ist eine schöne Sache, aber auch sie kann gefährlich werden. Schließen Sie also einmal die gastlichen Hallen des Schlosses.“

Er hatte ruhig zugehört, mit einem folgsamen Ausdruck, dann und wann, wie zustimmend, ganz leise

den Kopf neigend. Nun aber erwiderte er doch: „Ja, ja, Sie meinen es gut. Aber es geht ja nicht. Ich erwarte ja Graf Drehna zur Auerhahnbalz, und dann kommt —"

„Es soll aber niemand kommen, mein Freund! Schreiben Sie den guten Leuten doch einfach ab!"

„Das geht nicht so, wie Sie denken, liebe Ella." Er lächelte trübe. „Ich kann Drehna doch nicht vor den Kopf stoßen. Und dann ist Rennen in Villau, und die Husaren aus Merseburg haben sich schon lange angesagt. Was würden sie von mir denken?!"

Die Abspannung in seinem Gesicht ließ schon nach, die Wangen strafften sich wieder und gewannen Farbe. Er streckte Ella die Hand hin, und als sie zögernd die ihre hineinlegte, sagte er herzlich: „Ich danke Ihnen, ja, wirklich, vielen, vielen Dank, Sie Liebe, Gute! Aber was Sie wollen, ist einfach unmöglich. Dann jedoch, in vier Wochen etwa, dann will ich einmal Ihrem Rat folgen und gründlich ausspannen — gründlich!"

Sie ließ bereits den Kopf sinken. „In vier Wochen werden Sie wieder andres vorhaben, und alles bleibt beim alten."

„Ich verspreche es Ihnen."

„Versprechen Sie mir nichts! Was werden Sie denn schließlich Ausspannen nennen? — Eine Reise nach Baden-Baden, eine Hetztour nach Berlin oder Paris!"

Er hielt ihre Hand noch immer umspannt. Nun zog sie sie langsam zurück. Wohl eine Minute saßen

sie sich schweigend, ohne sich anzuschauen, gegenüber. Es schien fast, als habe er ihre letzten Worte überhört.

Dann glitt er plötzlich mit der Hand über die Stirn, und, einen neuen Gedanken aufnehmend, sagte er in ganz verändertem Tonfall: „Wann kommt der Papa wohl zurück, Fräulein Ella?"

Sie zuckte leicht zusammen. „Nicht vor zwei Stunden, Herr Baron!" entgegnete sie. Es war plötzlich wie etwas Fremdes zwischen ihnen.

Er zog die Uhr. „Dann kann ich doch nicht warten."

„Darf ich etwas bestellen? Oder soll Papa heut nachmittag hinauf kommen?"

„Nein, nein! Und bestellen — das läßt sich nicht gut bestellen." Er stand wieder auf und lehnte sich an den breiten Lindenstamm.

„Dann kommt Papa also zu Ihnen."

Er überlegte noch einen Augenblick. Es war sichtlich nichts Angenehmes, was ihn beschäftigte. Er zog die Unterlippe zwischen die Zähne, und seine Stirn krauste sich. Dann sagte er aufatmend, wie ein Mensch, der mit einem hastigen Entschluß etwas Peinliches von sich abwälzt: „Eigentlich — vielleicht wären gerade Sie die richtige Interpretin meiner Bitte bei dem Papa! Ja, wirklich, Fräulein Ella — wenn Sie mir einen rechten Gefallen thun wollen!"

„Selbstverständlich!" fiel sie eifrig ein.

Nun zögerte er doch noch eine Weile. Es wurde ihm nicht ganz leicht, die rechten Worte zu finden.

„Also, Fräulein Ella, es hat da neulich eine kleine,

nun eigentlich eine recht unbedeutende Auseinandersetzung, einen etwas zugespitzten Wortwechsel zwischen Ihrem lieben Papa und meinem Bruder gegeben. Ich war nicht Zeuge des Gesprächs, kenne es nur aus dem Munde meines Bruders. Ja, ich weiß wirklich nicht, auf wessen Seite die Schuld war, wenn überhaupt von einer Schuld die Rede sein kann. Mein Bruder ist ja eine etwas heftige Natur und von stark ausgeprägter Eigenart, ich will ihn nicht entschuldigen. Aber er — er war ganz außer sich." Der Baron schöpfte tief Atem. Es war, als werde ihm das Sprechen schwer. Dann fuhr er fort: „Nun sehen Sie, liebe Freundin, nun ist es mir so sehr, so überaus fatal, daß dieser Mißklang zwischen die beiden Männer gekommen ist. Ich möchte die Sache gern ausgleichen, irgendwie, ich weiß nur selbst nicht den rechten Weg. Fritz ist doch mein Bruder, und Ihren Papa schätze und verehre ich so sehr —! Ja — kurz und gut, Fräulein Ella, deshalb wollte ich mit Ihrem Papa sprechen. Ich hoffe, er wird gern die Hand zu einem Ausgleich reichen."

Sie nickte lebhaft: „Gewiß, Papa ist ja stets ein Freund des Friedens. Er hat mir übrigens von der Geschichte erzählt. Auch ihm war sie fatal."

„Desto besser, desto besser!" Er nahm eifrig das Wort wieder an sich. „Ich wußte es ja, er ist ein so verständiger Mann. Und es wird nicht schwer sein, es genügt ja ein Wort, eine Zeile des Bedauerns, nicht direkt natürlich, sondern durch mich als Mittelsperson!"

Ueber Ellas Gesicht breitete sich ein Schatten. Nun

stand auch sie auf. „Ich habe wohl mißverstanden? Papa soll —? Aber das ist ja doch ganz unmöglich.“

„Nehmen Sie die Sache nicht so tragisch, teuerste Ella. Ein kleines Wort, ein passendes Scherzwort meinetwegen, und mein Bruder ist gewiß zufriedengestellt.“ Er sagte es fast ängstlich, bittend und doch auch wieder unsicher.

Einen Moment schaute sie ihm starr ins Gesicht, mit großen erstaunten, erschreckten Augen. „Nein,“ sprach sie dann. „Nein! Das hieße die Rollen vertauschen; wenn an jemand, so ist es an Ihrem Herrn Bruder, die Hand zuerst zu einem Ausgleich zu reichen. Er hat Papa provoziert. So gut, so herzensgut Papa ist, von seinem Recht läßt er sich keinen Deut abhandeln, gottlob! Und ich sollte ihm zureden? Nein! Nein, Herr Baron, das erwarten Sie nicht von mir!“

Er war vom Baum fortgetreten, näher zu ihr heran, und stützte sich nun schwer auf die Lehne eines Gartenstuhls. „Und wenn ich Sie bitte, Ella, recht herzlich bitte?“

Sie schüttelte leise, aber bestimmt den Kopf. „Nein, Herr Baron. Es wäre vergeblich, ich würde es aber auch sonst nicht thun. Ich bin viel zu stolz auf Papa, als daß ich ihm etwas zumuten sollte, das — das einfach unwürdig wäre.“

„Fritz ist mein Bruder.“

Sie antwortete nicht. Sie schüttelte noch einmal den Kopf.

„Ella!“

Keine Antwort.

Er seufzte leise. Eine Sekunde blieb er noch stehen in erwartungsvoller, leicht vorgebeugter Haltung, die Augen bittend auf sie gerichtet. Dann zog er umständlich die Handschuhe an und griff nach dem Hut. Es lag immer noch ein gewisses hinhaltendes Zögern in all diesen langsamen Bewegungen.

Und als er sich nun empfahl und ihr die Hand zum Abschied reichte, fragte er noch einmal: „Wirklich nicht, Ella? Auch nicht mir zuliebe?"

Ihre Rechte bebte leise, als sie sie in die seine legte, und um ihre Lippen zuckte es schmerzlich. Aber sie erwiderte nichts, als: „Nein, es kann nicht sein, es darf nicht sein!" Und während sie dies bestimmt sprach, senkte sie ihren Blick. Er brauchte nicht zu sehen, wie schwer ihr das Nein wurde.

So ging er.

Wie fast stets, wenn er schied, schritt sie fast bis zur Gartenpforte neben ihm her. Hier zog er noch einmal den Hut, sie erwiderte den Gruß durch ein etwas förmliches Neigen des Kopfes.

Dann fiel das Gitterthor zu.

So waren sie noch nie — noch niemals auseinander gegangen.

Und sie stand starr, erschrocken und schaute ihm nach, wie er mit seinen müden Schritten dicht am Gartenzaun entlang ging. Erst als er hinter den Fliederbüschen verschwand, wandte sie sich mit einem schmerzlichen Aufseufzen ihrem Platz unter der Linde wieder zu.

Daß er ihr, daß er dem Vater das zumuten

konnte! Er mit seinem feinen Empfinden, das sie immer so hoch an ihm geschätzt hatte! Welch andrer Geist hatte heut aus ihm gesprochen, welch fremder Einfluß!

Sie schüttelte sinnend den Kopf, und dann blickte sie eine Weile fast regungslos auf den Platz, wo er gesessen hatte.

Da hörte sie plötzlich vom Thore her noch einmal seine Stimme und ihren Namen: „Fräulein Ella, ... Ella!“

Eine jähe Röte überströmte ihr Gesicht in Schreck und Freude zugleich.

Und wie sie sich umwandte, sah sie ihn drüben stehen, die Arme auf das Gitter gelehnt. Auch sein Antlitz war gerötet. Er mochte schnell zurückgeeilt sein. Und noch einmal wiederholte er: „Fräulein Ella!“ Es klang wie Bitte und Abbitte zugleich.

Sie war schon am Thor.

„Ich mußte umkehren,“ sagte er mit hastendem Atem. „Ich fühlte, Sie waren böse auf mich, Ella. Und das darf nicht sein, nie sein! Nur die Hand wollte ich Ihnen noch einmal geben — bitte — bitte!“ —

Nun hatte sie mit einemmal ihr sonniges, ruhiges, sicheres Lächeln wieder. Und sie legte ihre Rechte in die seine. Es war so ganz anders als vorhin. Aber es war doch auch ganz anders als früher.

„Ich bin nicht böse,“ sprach sie leise.

Einen Augenblick noch hielt er ihre Hand umspannt und sah ihr tief in die Augen. „Nun ist's gut,

ich bin wieder froh!“ Es kam nur wie ein Hauch über seine Lippen.

Und ihre Hände lösten sich. Er trat zurück und grüßte noch einmal zu ihr hinüber. Dann schritt er quer über die Straße. Dort blieb er stehen und winkte ihr wieder zu, und sie nickte zurück. Und zum drittenmal noch tauschten sie einen Gruß, als er schon drüben an der nächsten Biegung des Weges angelangt war. —

Ella erzählte dem Vater nichts von der Bitte, die der Baron an sie gerichtet hatte. Wozu auch, die Angelegenheit war für sie erledigt. Als sie sich bei Tisch gegenübersaßen, berichtete sie nur kurz von seinem Besuch, daß er Papas Erdbeeren köstlich gefunden habe — wozu der alte Herr ein wenig schmunzelte — und daß auf dem Schloß schon wieder Besuch erwartet würde, worüber er brummend sein ärztliches Mißfallen äußerte. Aber er ging mit einem „Wem nicht zu raten, dem ist nicht zu helfen — schade!“ auch hierüber hinweg, um der Tochter von einem Briefe des Bruders zu erzählen, der äußerst zufrieden und sehr drollig über die „Baronin-Mutter“ geschrieben hatte. „Muß übrigens eine Kernfrau sein, trotz ihrer Eigenheiten. Was in unserm Pflaune Gutes steckt, stammt sicher von ihr. Und er ist doch ein liebes Kerlchen trotz seiner — na — seiner Schwächen. O jerum, Kind, da hast du aber einen schönen Kompottfleck gemacht! Und morgen drehst du das Tischtuch um und behauptest, ich sei der Sünder gewesen!“

Als der Doktor am Spätnachmittag von einigen

Besuchen, die er zu Fuß im Dorfe selbst gemacht, heimkehrte, brachte er einen Gast mit.

Ella saß im Gartenzimmer am Flügel, dem wertvollsten Stück der ganzen Hauseinrichtung, und sang. Die beiden Herren blieben unter dem Lindenbaum stehen; der Alte sich mit beiden Händen auf seinen derben Krückenstock stützend, leicht vornüber gebeugt, auf dem Gesicht ein frohes Vaterlächeln; Hauptmann von Hellbach lehnte sich mit heißen Wangen an den Baum, ebendort, wo heute morgen der Freiherr von Pflaume gestanden.

Nun verstummte der Gesang, die Begleitung tönte mit einem langen Accord aus.

Der Doktor ließ den Stock zur Erde fallen, klatschte kräftiglichst in die Hände und rief ein lautes: „Alle Wetter, Ella, bravissimo!“ Hellbach drückte den Kopf fester gegen den Stamm und spähte erwartungsvoll zum Fenster.

Aber da trat Ella schon auf die Veranda heraus.

„Kind, ein armer Reisender bittet um eine Tasse Kaffee! Sei barmherzig und gib ein Böhnchen mehr heraus. Ich dulde ja gern, daß du mich beknappst, aber unser Haus soll nicht in üblen Geruch schlechten Mokkas kommen. Und eine Zeltinger oder zwei laß kühl legen — nein, Liebster, keine Widerrede! Sie müssen zum Abend bleiben!“

Hellbach war vorgetreten und hatte Ella die Hand geküßt. „Störe ich auch wirklich nicht, gnädigstes Fräulein?“ fragte er. Und gleich fügte er hinzu: „Wie schön haben Sie gesungen, wie wunderschön —“

„Dalli, dalli, Kind! Mein Durst ist riesengroß,“ rief der Doktor dazwischen. „Und erbarme dich, hartherzige Kreatur, rücke mit deinem Letztgebackenen heraus. Es hat zwar einen Klitschstreifen, aber wir wollen darüber hinwegsehen. Hier, unter der Linde, Kind, trinken wir, natürlich! Kommen Sie, teuerster Capitano, setzen Sie sich. Warum in aller Welt haben Sie Ihren verehrten Herrn Vater nicht mitgebracht?“

Der Hauptmann gab nur kurz und knapp Auskunft. Er war befangen, zerstreut. Er merkte es selbst, und es verdroß ihn, daß er sich nicht besser zu beherrschen vermochte. Und der Doktor, offenbar in der besten Laune, sprach unausgesetzt auf ihn ein. Nun fing er gar selbst an, von seinem neulichen „kleinen Rencontre“ mit dem Oberstlieutenant zu erzählen, völlig harmlos, die Sache als Bagatelle behandelnd. „Was er sich nur eigentlich dachte, der Pflaume? Weiß Gott, Capitano, ich geh' doch wahrhaftig jedem Streit auf zehn Meilen aus dem Wege, wo ich nur kann. Aber anekeln laß ich mich nicht, fällt mir gar nicht ein! Na, er wird's wohl gemerkt haben, und das schadet ihm nichts. Und wenn er's nicht genug gemerkt haben sollte, dann mag's ihm unser Freund, sein Bruder, mein' ich, stecken!“

„Er hat es gemerkt, und er wird es Ihnen nachtragen, Herr Doktor, seien Sie versichert: er vergißt nichts.“

„Desto besser! Dann wird er sich in Zukunft etwas mehr in acht nehmen, mich alten Mann anzuecken. Puh . . . ich mag solche Menschen nicht, die immer

thun, als ob sie einen moralischen Ladestock verschluckt hätten. — Na endlich, Ella! Gegrüßt seist du, Maid mit dem duftenden Trank der Levante!"

Ella erschien, von der alten Dienerin gefolgt, auf der Veranda. Hellbach sprang auf, ihr das Gedeck abzunehmen, das sie in den Händen trug. Aber sie wehrte leise ab.

„Na Kind, er geht! Dein Kaffee nämlich," der Doktor hatte prüfend die Tasse zu den Lippen geführt. „Etwas nach homöopathischen Grundsätzen, System der kleinsten Dosen, aber sonst ganz genießbar. Capitano, hier den Kuchen empfehle ich Ihrem Wohlwollen. Darin ist die Ella Meisterin. Vortrefflich, nicht wahr? Hast du dem Baron heut auch ein Krümelchen spendiert, Kind?"

„Nein," gab sie kurz zurück. Sie fühlte, ohne aufzusehen, wie Hellbachs Blick auf ihr ruhte.

„Schade! Solchen Kuchen kann der Küchenchef oben nicht fabrizieren, und wenn die gute Gaddern sich und ihn auf den Kopf stellt. Und Pflaune ißt so gern Süßigkeiten . . . die Naschkatze."

Der Doktor mußte die Kosten der Unterhaltung fast allein bestreiten. Von rechts und links erhielt er nur kurze Antworten. Aber er ließ sich nicht stören.

„Sehen Sie, Capitano, mit Männern, die das Süße nicht verachten, ist immer gut auskommen. Wenn ich ein Mädel wäre, ich wählte danach meinen Zukünftigen. Warum lachen Sie so spöttisch? Bitte recht sehr, ich will damit durchaus nicht sagen, daß solche ‚süße' Mannesleute immer Weiber sein müssen.

Nein . . ., aber sie haben sich ein Stück kindlichen Geschmacks ins Mannesalter hinübergerettet. Uebrigens waren alle großen Gourmets Freunde des Süßen: Brillat-Savarin, Friedrich der Große, Graf Münster, Gambetta. . . . Na, und nun denken Sie sich mal Ihren Selbstherrscher da unten, den Oberstlieutenant, vor einem Stück Torte oder einer Bavaroise oder einem Ananasauflauf! Das saure Gesicht möcht' ich sehen, wenn er honoris causa einbeißen muß! . . .

„Großer Zeus, ich hab' da noch einen Kretzer im Keller, Anno 76er, selbstgekeltert, den Ella sogar zum Kochen für zu sauer hält. Den möcht' ich dem Oberstlieutenant 'mal vorsetzen." —

Der alte Herr schlürfte sein Täßchen aus und lehnte sich behaglich zurück. „'s ist doch ein wunderliches Brüderpaar, die beiden Pflaunes. So grundverschieden, daß man glauben möchte, es sei gar nichts Gemeinsames an ihnen . . ."

„Finden Sie das wirklich?" Fast zum ersten Male sprach Hellbach sichtlich interessiert. „Ich finde sie nur äußerlich unähnlich, im Kern ihres Wesens schlummern sicher manche nahverwandte Züge."

„Ganz verleugnet sich ja die Erbschaft der Eltern wohl niemals. Aber hier, lieber Freund, hier ist doch weit, weit mehr Trennendes, als Verwandtes . . ."

„Vor allem sind beide Streber, sie streben nur nach verschiedenen Richtungen, auf andern Wegen, zu andern Zielen."

„Zugegeben! Aber — du lieber Gott — schließlich sind wir ja alle Streber und sollen es sein. Und

Sie selbst betonen ja das Unterschiedliche: die andern Wege, die andern Ziele. Ein harmloseres Strebertum, wie das unsres Trunbergers, gibt's doch wohl auch kaum, und ein liebenswürdigeres sicher nicht, so ganz auf seine Kosten, vor allem auf die seiner Gesundheit. Wunderlich genug übrigens: Da schreibt mir mein Junge aus Berlin heut von der dritten im Bunde, von der Schwester der beiden, und auch er nennt sie eine Streberin. Und auch sie ist es wieder in andrer Weise, auf andern Wegen, nach andern Zielen, wenn ich den Jungen recht verstehe: sie will unter der haute finance die erste Geige spielen, die besten Toiletten haben, das größte Haus machen. ‚Jedes Tierlein hat eben sein Plaisirlein'."

Ella hatte sich erhoben.

„Wo willst du hin, Kind?" fragte der alte Herr.

„Ich wollte ein paar Erdbeeren zur Bowle holen."

„Sehr lobesam. Aber wart' mal, Ella . . . Herr von Hellbach soll dir helfen. Was, Capitano? Ich hab' so wie so noch zehn Minuten am Schreibtisch zu thun, ein paar dumme Fieberkurven zu vergleichen. Besser werden sie davon auch nicht — die Fieberpatienten nämlich! Hier, lieber Herr Hauptmann, nehmen Sie dies Untertäßchen mit. Von den kleinbeerigen hinten am Zaun, Ella. Und bitte, Herrschaften, nur recht reife; immer ‚eins ins Kröpfchen, zwei ins Töpfchen'."

Nun schritten sie beide nebeneinander der Erdbeerplantage zu. Beide in dem Gefühl, daß die nächste Viertelstunde ihnen eine Entscheidung bringen werde. Beide fertig mit ihrem Entschluß.

Und beide sehnten diese klärende Entscheidung herbei und suchten sie nun doch noch um Sekunden, um Minuten hinauszuschieben.

„Hier, bitte!“ sagte das junge Mädchen endlich wortkarg und deutete auf ein grünberanktes Beet, aus dem die kleinen roten Beeren zu Hunderten herausschimmerten.

Sie trat dabei zugleich auf die andre Seite. Sie mochte nicht neben ihm niederknieen.

Er bückte sich gehorsam. Er sammelte auch wirklich einige Früchte — mühsam, denn es flimmerte ihm vor den Augen.

Und dann geschah gerade, was sie hatte vermeiden wollen, indem sie auf die andre Seite des Beetes trat. Nicht seine Absicht war es, der Zufall fügte es, daß ihre Wange ein- — zweimal fast die seine berührte, während der feine Duft des Haares ihn streifte.

„Gnädiges Fräulein, Fräulein Ella — —“ sprach er endlich. Und beide richteten sich empor und sahen sich in die Augen.

Er mit einem Ausdruck flehender Liebe. Sie in bittender Abwehr . . .

Der kleine Teller in seiner Rechten klirrte zu Boden. Er mußte zufällig auf einen Stein gefallen sein, denn er brach in Scherben.

Hellbach achtete nicht darauf.

„Fräulein Ella,“ sagte er und hob beide Hände zu ihr empor, „Ella, — können Sie mich ein wenig lieb haben . . .?“

Er sagte ihr nicht, daß er sie liebe, — war's ihm

doch, als bedürfe es dessen nicht, als müsse sie längst wissen, daß dem so sei.

Und nun zuckte sie doch zusammen, wennschon sie diese Minuten der Aussprache hatte kommen sehen. Die schlichte Form der aus tiefstem Herzen geborenen Bitte des ernsten, festen Mannes griff ihr schmerzlich in die Seele. Sie empfand nie mehr als in diesem Augenblick, was dieser Mann wert war, wie gut geborgen ein Frauenglück sein mußte, das sich ihm anvertraute. Und sie fühlte auch, ohne jede Selbstüberschätzung, wie ihre Antwort ihn treffen würde.

Unwillkürlich schlossen sich ihre Augen auf eine Sekunde, sie konnte seinen bittenden Blick nicht ertragen, und sie vermochte ihm doch auch nicht auszuweichen.

Sie hatte ihm sagen wollen, wie hoch sie ihn schätze ... nun empfand sie deutlich wie eine Pflicht, daß ihm gegenüber doch nur die volle Wahrheit möglich war.

„Ella ... ein Wort nur, — ein gutes, ein beglückendes Wort! Seit einem Jahre schon müssen Sie wissen, wie ich dies Wort herbeisehne."

Nun hatte er ihre Rechte gefaßt, und einen Augenblick hielt er sie in der bebenden seinen.

Da zog sie die Hand langsam zurück und schlug die Augen zu ihm auf. Ihr Antlitz, das soeben noch von einer dunkeln Blutwelle übergossen war, entfärbte sich jäh.

„Ella," schrie er auf.

Sie strich sich mit einer unbewußten Bewegung die Haare aus der Stirn. Und dann sprach sie ganz lang-

sam, mit schwerer Betonung: „Mein Herz ist nicht mehr mein eigen, Herr von Hellbach — —"

Sie hatte noch mehr sagen wollen. Aber die Stimme erstickte ihr.

Mit schmerzlich zuckendem Antlitz stand er wortlos vor ihr. Das Haupt war vornüber gesunken, die Arme hingen schlaff am Körper herab.

Ihr war es, als müsse sie ihm ein gutes Wort sagen, ein Freundeswort mit auf den Weg geben, den einsamen Lebensweg. Denn einsam, das wußte sie, würde nun sein Dasein bleiben. Das Herz krampfte sich ihr zusammen, wie sie ihn so vor sich sah. Aber sie fühlte zugleich deutlich, daß in diesem Augenblick jedes tröstende Wort, und wenn es noch so herzlich gemeint war, ihn verletzen müsse.

So trat sie denn in ihrer schönen Bewegung des Mitempfindens näher zu ihm heran und ergriff seine Rechte, sie mit beiden Händen umspannend.

Er seufzte tief auf, — es war ja ein letzter Abschiedsgruß . . .

Und er hob den Kopf und sah ihr noch einmal ins Auge.

„Viel, viel Glück möge Gott Ihnen geben!" sprach er leise.

Noch einen Augenblick standen sie so, Hand in Hand. Dann löste er seine Rechte und ging. Und sie sah ihm nach, bis die Gitterthür hinter ihm ins Schloß gefallen war, sah ihm nach mit starren, heißen Augen. — —

So stand sie noch, als fünf Minuten später der

Vater gutmütig polternd vom Hause herübergeschritten kam: „Aber wo steckt ihr denn? Capitano, — Mädel, — Ella, — hilf Himmel, in der Zeit pflücke ich ja einen Marktkorb Erdbeeren.“ Und als er nun sah, daß Ella allein war: „Nun? Wo ist denn unser Gast? . . . Kind, — was hast du denn? Was machst du denn für Augen?“

Da warf sie sich aufschluchzend an des Vaters Brust, legte ihre Arme um seinen Hals, lehnte den Kopf an seine Wange und weinte. — —

Siebentes Kapitel.

Herr Bernhard Menger hatte eine Reihe böser Tage hinter sich, und der heutige Abend hatte ihnen die Krone aufgesetzt.

Nun saß er endlich allein in seinem Arbeitszimmer an dem mächtigen Diplomaten-Schreibtisch, auf dessen Platte eine ganze Reihe Rara und Rarissima aufgestapelt war, — ausnahmslos Bücher von einer ganz besonderen Spezialität, Werke, deren bloßer Anblick schon das Herz jedes Bibliophilen höher schlagen lassen mußte. Freilich, man mußte eben ein Bibliophile strengster Observanz sein, um sie recht würdigen zu können, und böse oberflächliche Menschen hätten Herrn Bernhard Menger vielleicht einen Bücherwurm genannt, wenn er versucht haben würde, ihnen die Geheimnisse

dieser Spezialität eingehend zu erläutern. Die Bücher, die dort vor ihm lagen, waren nämlich ausnahmslos sogenannte Modelbücher aus der Frühzeit der edlen Buchdruckerkunst, und sie hatten einst einem ziemlich nüchternen Zweck gedient. Ihr Inhalt schilderte, grad' herausgesagt, in Wort und Bild allerlei weibliche Handarbeiten, wie sie die Frauen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auszuführen liebten. Aber auf den Inhalt kam es ja auch erst in zweiter, dritter, zehnter Reihe an. Die Hauptsache war die Seltenheit, und in Bezug auf diese standen jene, zum Teil sehr unscheinbaren Bändchen in allererster Linie. Es ist mit diesen Modelbüchern nicht anders gegangen, als es voraussichtlich etwa mit den heutigen Modenblättern auch gehen wird. Sie sind im Gebrauch schnell zerschlissen worden, nur sehr, sehr wenige Exemplare haben sich durch irgend einen glücklichen Zufall erhalten und sind so zum Range der Rarissima gelangt. Vielleicht kommt in wieder dreihundert Jahren auch jeder vollständige Band einer heutigen „Modenwelt" zu gleichem Ansehen, wenn nämlich unser modernes Papier dem Zahn der Zeit überhaupt so lange zu trotzen vermag.

Das wackere Lumpenpapier der alten Modelbücher hatte in dieser Beziehung seine Schuldigkeit gethan. Und auch das war eine echte Bibliophilenfreude, mit den Fingerspitzen vorsichtig über die rauhen, wohlerhaltenen Blätter zu gleiten, den eigentümlichen Rand, der das Büttenpapier auszeichnet, liebkosend zu prüfen. Da war des Kölnischen Verlegers Peter Quentels köst-

liches „Eyn new kunstlich boich“ vom Jahre 1527, Christian Engenolffs „Modelbuch aller Art Nehwercks und Stickers,“ gedruckt anno domini 1533, und Johann Schwarzenbergers reizendes „New Formbüchlein“. Und nun das schönste Stück, das venetianische Modelbuch vom Jahre 1559 mit den herrlichen Spitzenmustern, reicher und mannigfacher, als sie heute die wiederbelebte Spitzenindustrie von Murano kennt. Die gute Schwiegermutter hatte es trefflich getroffen! Tief freilich mochte sie in den Beutel greifen haben müssen, die alte, brave Mama! Und daß dieser kleine Doktor Bernhaupt das seltene Stück glücklich aufgegabelt hatte und nicht damit schachern gegangen war auf dem Antiquariatsmarkt, wo er doch zuerst den Einband richtig bestimmt hatte. Denn dieser Einband verlieh dem Buch ja erst seinen höchsten Reiz — dieser wunderbare Lederband mit dem Goldwappen von Sachsen. Ohne Zweifel, das Buch war einst für den Kurfürsten August von Sachsen gebunden worden, von dem berühmten Meister Jakob Krause wahrscheinlich. Aehnliche Einbände gab es heute nur noch zu Dresden im königlichen Besitz. Durch welche Schicksale mochte dieser Band aus der Bibliothek des Kurfürsten in alle Welt verschlagen worden sein? Hatte vielleicht einst die Gräfin Cosel die Kunstfertigkeit ihrer schönen Hände an jenen Spitzen versucht, war das Buch mit ihr ins Exil nach dem einsamen Schlosse Stolpen gewandert und dann aus dem Nachlaß der gefallenen Größe in Privatbesitz übergegangen?

Habent sua fata libelli — — —

Bernhard Menger ließ das Buch sinken und legte

die Lupe, mit der er soeben die Einzelheiten der köstlichen Goldpressung gemustert hatte, beiseite.

Er hatte sich so sehr nach dieser ruhigen Nachtstunde gesehnt, nach der erprobten, nervenbesänftigenden Beschäftigung mit seinen stillen Lieblingen, und nun wollte es ihm doch gar nicht recht glücken, seine Gedanken auf sie zu konzentrieren.

Diese Sorgen — diese erdrückenden Sorgen!

Seit mehr als zwei Jahren ging es bergab mit dem alten Hause A. P. Menger & Söhne. Langsam erst, brockenweise waren die Verluste gekommen, um dann zu wachsen, unaufhörlich, lawinenhaft. Niemand freilich ahnte an der sonst so hellhörigen Börse von den schweren Schlägen, die ihn getroffen; noch war der Kredit der Firma unerschüttert; das zu erzwingen, hatte seine vielerprobte Routine ausgereicht. Aber sonst — sonst konnte es gar nicht schlechter stehen, als es stand. Nur ein Schritt noch war's zum Ruin!

Und doch — das war noch nicht das Allerschlimmste.

Ein glücklicher Griff, und mindestens die Katastrophe war abgewendet. Was ihm so oft schon gelungen war, warum sollte es ihm nicht noch einmal glücken?!

Aber das Elend im Hause, das sich täglich steigerte, drückte ihn zu Boden und raubte ihm die Spannkraft der Seele, die dazu erforderlich gewesen wäre, wieder einmal mit Wagemut in die Speichen des Glücksrades zu greifen.

Wie er es geliebt hatte, dies stolze, schöne Weib — und wie er sie jetzt fürchtete, die Tyrannin — fürchtete,

haßte — und doch ewig der willenlose Sklave aller ihrer Launen blieb.

Er dachte zurück, weit zurück in die Vergangenheit.

Mit einem frohen Lächeln hatte er ihr vom ersten Jahre ihrer Ehe an jeden Wunsch erfüllt, nie fast war ihm ein herzlicher Dank geworden. Aber immer maßloser wurden ihre Wünsche, immer breiter und prächtiger sollte der Rahmen werden, in dem sie ihre Persönlichkeit entfalten wollte. Aus Eitelkeit und Prahlsucht war sie zur Verschwenderin geworden und hatte ihn, den einfachen, den schwachen, nur zu schwachen Mann zum Verschwender gestempelt. Und es war ja so leicht gewesen — jahrzehntelang — den stetig wachsenden Ansprüchen zu genügen. Was that es, wenn sein Haushalt im Jahre dreißigtausend, ja sechzigtausend Mark mehr erforderte, als im Jahre vorher? Nur das Risiko der ausgedehnteren Spekulation wuchs, aber was galt dem vom Glück Begünstigten dies wachsende Wagen!

Schwer aufatmend lehnte sich Menger zurück. Seine schmächtige Gestalt verschwand fast in dem großen Stuhl.

Freilich — dann waren die bösen Jahre gekommen. Eine tiefe wirtschaftliche Depression, die Verschärfung des Börsengesetzes, ungünstige politische Verhältnisse, das Fernbleiben des Publikums von der Börse. Wie das doch alles zusammengewirkt hatte! Verluste, nur Verluste, und im Hause immer größere Ausgaben, und um die Verluste wett zu machen und den Etat zu balancieren, immer gewagtere Spekulationen — — und immer, immer wieder verschleierte Fehlgriffe!

Wie ein bittendes Kind war er heute abend vor

sie hingetreten und hatte sie gebeten, ihm einen Bruchteil ihres eigenen Vermögens zu seiner Verfügung zu übergeben. Ihm gellte noch ihr Lachen im Ohr: „Ist es so weit? Und für so thöricht hältst du mich? Nein, mein guter Bernhard, ich will nicht Hungerpfoten saugen. Hilf dir selbst, wenn du kannst.“

Wo dies Weib nur dies Herz von Stein her hatte? Die Mutter war eine so schlichte, kluge, gute Frau. Und auch der alte Pflaune — Menger hatte ihn noch gekannt — war eigentlich ein gutherziger Bursche gewesen. Bis ihn dann der Großmannsteufel packte, als er seine Exportschlächtereien und die riesigen Viehhöfe an der österreichischen Grenze, in denen er das galizische Borstenvieh aufstapelte, zu einer Aktiengesellschaft umgewandelt hatte. Das Bankhaus Menger war ja damals an der Gründung des „Ferkelkönigs“, wie er genannt wurde, beteiligt gewesen, und bei dem großen Diner, mit dem der Alte seinen Rücktritt vom Geschäft besiegelte, hatte Menger selbst Margit Pflaune zuerst gesehen.

Einen Backfisch noch, der unmittelbar darauf in die Pension kam und sich dort zur Baroneß Pflaune umwandelte.

Unwillkürlich hob Menger das Auge zu dem großen Bildnis seiner Frau an der Wand. Aber auf dem Wege dorthin blieb sein Blick auf einer kleinen Photographie haften, die hinter den Büchern auf seinem Schreibtisch stand.

Und wie er das Bild seiner Tochter, die der Mutter so gar nicht glich, mit einem wehmütig zärtlichen Blick betrachtete, da pochte es leise an der Thür, und ohne

das Herein abzuwarten, huschte seine Lotti selbst in das Zimmer und an seine Seite. Hier kauerte sie sich nieder, legte das blasse übernächtige Gesichtchen auf seine Kniee und bat: „Lieber Papa, du sollst zu Bett gehen ... es ist zwei Uhr nachts ... du mußt an deine Gesundheit denken."

Einen Moment umfaßte er mit beiden Händen den Kopf des Mädchens und hob ihn leicht empor, um ihr recht in die Augen schauen zu können. „Kleine, liebe Lotte ..." sagte er leise. Und dann beugte er sich hinab und drückte seine Lippen zärtlich auf das dunkle Haar.

„Du wirst dich erkälten, Kind! Wie kannst du nur. ... Wenn das Mama wüßte ..."

Sie zog wirklich den Morgenrock, den sie wohl in Hast übergestreift, ein wenig fröstelnd vor der Brust zusammen und die nackten, nur in Pantoffeln steckenden Füßchen unter das Kleid zurück. Aber sie erklärte zugleich mit einem leisen Trotz: „Mich friert gar nicht, Papa. Und schlafen konnte ich doch nicht. Nein, wirklich nicht, Papa!"

„Aber, Kind!" Er stand kopfschüttelnd auf, riß vom nächsten Tisch die schwere Plüschdecke herunter und schlang sie um die zarte Gestalt. Mit einem stillen Lächeln ließ es die Tochter geschehen, und so setzte sie sich auf die Seitenlehne seines Arbeitsstuhles und legte ihren Arm um seinen Hals. Wie dünn der Arm doch war! Er fühlte es deutlich durch das lose Kleid hindurch — ein Kinderärmchen!

„Du hast die Modelbücher vorgehabt, Papa!"

fing sie nun wieder an. „Das ist schön, wir haben uns ja alle so gefreut, daß dir der Venetianer so gut gefiel. Aber du sollst nicht so lange aufbleiben, Papa. Du brauchst deinen Schlaf."

„Lotti, wir alten Leute bedürfen nicht so viel Schlaf, wie ihr junges Volk. Ein paar Stunden, wenn es gut geht. Aber du, du mußt viel Schlaf haben!"

Sie schüttelte den Kopf, aber sie sagte nichts. Und dann griff sie plötzlich nach der welken Hand des Vaters und küßte sie.

„Schläfst du denn auch schlecht?" fragte er besorgt. „Kind, dann müssen wir doch einmal mit dem Onkel Doktor reden."

Aber wie er ihr jetzt noch einmal in die großen, fieberisch glänzenden Augen schaute, da schoß ihm die Empfindung durch die Brust, daß der alte Medizinalrat mit seinen schönsten Schlafpulverchen hier wohl doch nicht der rechte Helfer sei. Er zog die Tochter noch dichter an sich heran.

„Sieh mich einmal recht ordentlich an, Lotti!"

Sie that es. Und da fiel eine einzelne schimmernde Thräne herab, glitt langsam über die schmale Wange und dann auf seine Hand.

Ihn überkam plötzlich das Gefühl einer schweren Schuld und ein unendliches Mitleid zugleich. Fast wie ein körperlicher Schmerz traf es ihn. Laut aufschreien hätte er mögen. Das war nun sein Kind, so ganz sein Kind, und er war im Begriff gewesen, auch dessen Glück zu opfern, zu opfern um jenes elenden häuslichen Friedens willen, der doch kein Frieden war.

Wieder bat er: „Sieh mich noch einmal an, meine Lotti!" Und dann fragte er sie mit gepreßter, zitternder Stimme: „Du... du hast ihn wohl sehr lieb, meine Lotti?"

Und auch diesmal antwortete sie nicht. Aber ihr Köpfchen sank schwer an seine Brust, und sie schluchzte leise.

So saßen sie schweigend, minutenlang. Er fühlte jeden Schlag ihres Herzens, und jeder Schlag weckte in ihm das Echo: „Es darf nicht sein, es soll nicht sein!"

Endlich hob er die federleichte Gestalt empor und sagte sanft: „Lotti, es wird noch alles gut werden, hörst du mich, Lotti? Ich verspreche es dir!"

Sie schlug die Augen auf und blickte ihn schmerzlich an. Aber sie schüttelte zugleich leise den Kopf und flüsterte: „Du bist so gut, Väterchen, ich weiß es wohl. Aber — —" Nun stockte sie wieder, eine helle Röte stieg in ihrem schmalen Gesicht empor. Und er wußte, ohne zu fragen, was sie meinte und warum sie nicht vollendete.

Und wieder packte ihn ein Gefühl fast des Hasses gegen seine Frau. Also auch das Vertrauen des eigenen Kindes hatte sie ihm geraubt! Kein Wunder freilich, sollte denn das Kind nicht wissen, was alle Welt wußte: Daß er ein elender Schwächling war, ohne Energie, ohne eigenen Willen, schlimmer als ein Sklave.

Aber er fühlte auch, es mußte eine Grenze seiner Fügsamkeit, seiner Unterordnung, seiner Schwäche geben. Und hier lag diese Grenze, hier, wo das Lebensglück seines einzigen Kindes auf dem Spiel stand. Seine Brust weitete sich ordentlich, ein neues Empfinden von

Willenskraft überkam ihn. Er richtete sich auf. „Lotti,“ sagte er ernst und bestimmt, „hier hast du meine Hand darauf: es soll alles gut werden! Gib mir noch einen Kuß, meine kleine Lotti, und vertraue deinem alten Vater. So, und nun geh' zu Bett, Maus. Ich bin auch müde.“ —

Sie hatte gethan, wie er wollte, ihm die Hand gereicht, ihm einen Kuß gegeben, sie war gehorsam gegangen. Aber das hatte er trotzdem aus ihrem scheuen Blick gelesen: sie glaubte nicht an ein Glück, das er ihr geben wollte, glaubte nicht an ihn . . .

Wie das wurmte und schmerzte! Wie tief ihn dieser Zweifel des Kindes traf. — —

Er hatte sie bis vor ihre Thür gebracht und hier noch einige Augenblicke gestanden, um sich zu vergewissern, daß sie auch wirklich ihr Bett aufsuchte. Nun schritt er langsam durch die langen, dunkeln Korridore nach seinem Arbeitszimmer zurück und setzte sich wieder vor seinen Schreibtisch. Wieder ließ er die Rara und Rarissima mechanisch durch seine Hand gleiten, und wieder wanderten seine Gedanken.

Aber nun nicht mehr zurück in die Vergangenheit, in die Zukunft schweifte sein geistiges Auge. Wie nun, wenn das Haus Menger stürzte? Was schadete es schließlich ihm? Freudloser, als es war, konnte sein Leben kaum werden. Und Lotte? Nun, war der Mann, den sie liebte, echt, dann bewährte er sich auch im Feuer. Vielleicht, ah, vielleicht wurde es Menger sogar zu einer geheimen Wonne, seiner Frau zu sagen: „Ich melde heute den Konkurs an, aus ist's mit dem Glanz

und dem Luxus und der Verschwendung, aus — aus — aus!“

Nun ja, darben brauchte sie ja darum doch nicht. Sie hatte ja immer ihr väterliches Erbteil festgehalten, in todsicheren Papieren lag's auf der Reichsbank. Aber sie hatte ja bei weitem nicht genug, um das Leben, das sie gewohnt war, auch nur in annähernd ähnlichem Maßstab fortzusetzen. Und wieder mußte Menger lächeln, ein merkwürdiges spöttisches Lächeln: das war doch ganz klug gewesen vom alten Pflaune, daß er der Tochter kaum die Hälfte von dem hinterließ, was die beiden Brüder bekommen hatten. Ja, und die beiden stolzen Herren! Die würden auch Augen machen, wenn einmal die alte Firma Menger krachte, die ihnen bisher ihre stillen Einlagen, um die niemand wissen sollte, so über Gebühr verzinste . . . Thor, der er gewesen war, daß er's noch in den letzten Jahren gethan hatte.

Was war's also eigentlich, wenn er fallierte! Nichts, nichts . . .

Aber da regte sich mit einemmal zweierlei in seiner Brust.

Menger überlegte: sollte er denn von neuem anfangen auf seine alten Tage? Das war unmöglich! Oder das bittere Gnadenbrot aus der Hand seiner Frau essen, jeden Bissen mit Gift und Galle gemischt?

Nein, nein! Nur das nicht, lieber einen Tod unter Folterqualen! Und gesetzt auch, er ertrüg's — der Mensch erträgt ja so viel —, würde er dann sein Wort dem Kinde gegenüber einlösen können, wenn zu

allem noch eine materielle Abhängigkeit hinzutreten sollte?

War's denn nicht schließlich schon die bloße Drohung mit der Verschlechterung seiner Verhältnisse gewesen, durch die ihn Margit neulich so eingeschüchtert hatte, daß er den braven Bernhaupt nicht mehr zu seinen Bibliophilenabenden aufforderte? — —

Er starrte in das Licht seiner Arbeitslampe, bis ihm die Augen zu schmerzen begannen. Die Zunge klebte ihm trocken im Gaumen.

Und dann der andre Gedankengang: Wie sollte er persönlich den geschäftlichen Schlag ertragen? Seit hundert Jahren fast bestand die Firma. Seit dreißig Jahren stand er an ihrer Spitze, — hochangesehen, untadelhaft war sie in guten und in bösen Tagen gewesen, so geachtet, daß die Außenstehenden es kaum bemerkten, wie sie allmählich aus den Bahnen des reinen Bankiersgeschäfts ablenkte und zu einer Spekulationsfirma großen Stils wurde. Nun, gottlob, unversehrt lagen die Depots seiner Kunden in den Tresors! Aber trotzdem! Wenn die Firma Menger & Söhne auch keinen schimpflichen Bankrott machen konnte, — Schmach kam doch auf den alten Namen. „Wieder einer!" würde es heißen.

„Wieder einer . . .!" Er sprach es unwillkürlich laut nach mit seiner heiseren Stimme.

Vor seinen Augen entstiegen sie den Gräbern, die andern — die Betrüger und die betrogenen Betrüger, die leichtfertigen und die sinnlos leidenschaftlichen Spieler, die Verschwender und Vergeuder. Er hatte sie ja

sämtlich gekannt, mit den meisten gehandelt, viele noch rechtzeitig durchschaut, von andern sich selbst düpieren lassen —, er hatte dann immer zu denen gehört, die nach der Katastrophe stolz und verächtlich die Achseln hochzogen und ausspieen: „Werft uns nicht mit jenen in einen Topf!“

Und nun doch auch er — „wieder einer!“

Wie ein Alp lag es auf seiner Brust. Es schnürte ihm die Gurgel zusammen, es preßte, einer Dornenkrone gleich, sich in seine schmerzende Stirn.

Nein! Tausendmal nein! Menger & Söhne durften nicht fallen. Es mußte einen Ausweg — eine Hilfe — Rettung geben!

Er überdachte die augenblickliche Börsenlage. Eine flaue Zeit, keine Anregung nach irgend einer Seite hin, nur minimale Schwankungen der leitenden Papiere. Die Politik still, die Industrie ohne Regsamkeit, eine Aenderung der Handelsverträge in absehbarer Zeit kaum bevorstehend. Die abenteuerlichsten Pläne durchkreuzten wie im Fluge sein Hirn: Petroleumring — Goldshares —

Und dann stieg ein unwiderstehlicher Ekel in ihm empor gegen das ganz wüste Spiel, an das er gekettet war, wie an einen Fluch.

Warum konnte er nicht als ein einfacher Privatmann leben mit seinem geliebten Kinde, mit seinen Büchern, all seinen stillen Neigungen? Warum war es ihm versagt, — warum ließ ihn dies unselige Geschäft nicht los?! Dies satanische Hasten nach schnellen Gewinnen, mit seinem unaufhörlichen, unbestimmbaren

Wechsel, mit den ununterbrochenen Nervenerschütterungen und Aufregungen . . .

Wie ihm die Kehle brannte. — —

Nur einen Schluck Wein — ein Glas Wasser! Ihm war zu Mute, als müsse er verschmachten. —

Vielleicht stand drüben im Eßzimmer noch vom Diner eine Karaffe?

Er tappte durch den langen Flur hinüber, ließ das elektrische Licht entflammen, suchte am Büffett und auf dem Kredenztisch. Nichts! Und die Leute natürlich längst zu Bett . . .

Wo war denn wohl ein Hahn der Wasserleitung? Ah — richtig — unten in der Küche!

So holte er sich denn seine Studierlampe und stieg mit tastenden Schritten die Wendeltreppe hinab. Seit Jahren war er nicht im Souterrain gewesen, fiel ihm plötzlich ein. Wohl sogar damals zum ersten- und letztenmal, als er die Villa gekauft hatte. Vor fünfzehn Jahren — das war noch eine goldene Zeit gewesen.

Zuerst fand er sich gar nicht zurecht. Aber dann klinkte er endlich die richtige Thür auf. Ah — und dort war ja auch der Hahn! Er sah sich vergebens nach einem Glase um — nun, da hingen ja die Milchkannen, die thaten's schließlich auch.

Mit langen, langen Zügen trank er. So wohl hatte ihm lange kein Trank gethan, das kühle Wasser löschte ihm nicht nur den Durst, es war fast, als lösche es auch das brennende Feuer in seiner Brust.

So wohl that es ihm, daß er sich einen Küchenschemel heranzog und sich setzte. Ihm wurde plötzlich

ganz leicht zu Mute, ein leiser Hauch von Vertrauen kehrte in seine Seele zurück.

Und wie er so am Küchentisch saß, die kurzen Beinchen lang ausgestreckt, den Kopf in beide Hände gestützt, vor sich die grünbeschirmte Lampe, zur Seite der Ausguß mit dem Wasserleitungshahn darüber, den er nicht geschlossen hatte, weil ihm das Plätschern so wohlig erfrischend im Ohr klang, — da sah er etwas ganz Alltägliches, das ihn plötzlich ungeheuer interessierte.

Es waren zwei Küchenschwaben, die auf der Wand oberhalb des großen Herdes dicht nebeneinander saßen. Sie mochten hier in dem feinen Hause ein recht kümmerliches Dasein führen, immer gehetzt und verfolgt mit Petroleum und Insektenpulver, kaum eine kleine Ritze zwischen den glatten Kacheln als Zufluchtsort in der Not. Er empfand fast etwas wie Mitleid mit dem Ungeziefer.

Sie saßen ganz still, wie leblos — lange Zeit. Aber dann fingen sie an, vorwärts zu kriechen, immer längs einer wagerechten Kachelfuge hin, ganz langsam, als ob es ihnen schwer würde.

Und da keimte ihm ein Gedanke — ein echter, rechter Spielergedanke.

Diese beiden elenden Dinger sollten ihm den Weg weisen. Sie mußten ja endlich die wagerechte Linie aufgeben; zogen sie dann aber aufwärts, so ging er in die Hausse, krochen sie abwärts, so ging er morgen schon mit aller Kraft in die Baisse.

Nicht etwa, daß er sich der Thorheit seines Entschlusses nicht bewußt gewesen wäre. Aber mit diesem

klaren Bewußtsein, mit dem inneren, galligbitteren Spott über seinen eigenen Entschluß einte sich doch ein fatalistischer Glaube.

Wie der Unheilbare, der vergebens die ersten ärztlichen Autoritäten gehört hat, sich schließlich an den Rat des elendesten Quacksalbers klammert, ihm zugleich glaubt und doch wieder nicht glaubt, so setzte plötzlich Bernhard Menger seine Zuversicht auf das Orakel der beiden armseligen Küchenschwaben. Mit weit vorgebeugtem Kopf, vor Erregung bebend, folgte er ihrer langsamen Bewegung und überschlug dabei schon im voraus seine Maßnahmen.

Nun saßen sie wieder still; jetzt krochen sie vorwärts. Einmal macht die obere eine kleine Schwenkung nach der Decke zu, aber es ist, als ob sie sich eines andern, Besseren besinnt, sie kehrt um, gesellt sich der zweiten zu. Sie hocken wieder aneinander, als ob sie sich beratschlagten, und nun, nun geht's gradlinig nach unten, schnell und schneller, bis auf die Herdplatte.

Und in demselben Manne, der vor einer halben Stunde noch verzweifelt das Spiel und die Börse verfluchte, jubelte es plötzlich auf: natürlich — mit vollen Segeln in die Baisse! hatte sie ihm denn nicht auch früher stets seine größten Triumphe gebracht? Wie er nur hatte zweifeln und zögern und schwanken können! Mit einem Schlage stand es lichtklar vor seiner Seele, daß die nächsten Tage ein bedeutendes politisches Ereignis bringen mußten — hatte es denn nicht schon vorgespukt heute an der Pariser Abendbörse? Und da war eine kleine Differenz der Grenzbeamten im Westen

gewesen — das konnte ein zweiter Schnäbelifall werden; vielleicht gab es morgen schon einen kalten Wasserstrahl nach Paris, eine geharnischte Note — ihr folgte dann ein offiziöser Krieg-in-Sicht-Artikel — — — — — — Baisse — Baisse auf der ganzen Linie. — — —

Achtes Kapitel.

„Junge, Hasso, heraus mit der Sprache! Was hast du? Was drückt dich? Donnerwetter, Junge, hast du kein Vertrauen mehr zu deinem Vater?"

Der alte Hellbach saß breitbeinig mitten auf dem Sofa des gemeinsamen Wohnzimmers. Die mächtige Meerschaumspitze in der rechten Faust, die umwickelten Füße weit ausgestreckt, in der Linken den „Sorgenknüppel", wie er ihn nannte, einen massigen Spazierstock mit schwerer Silberkrücke, der nur dann zu Ehren kam, wenn den Major das leidige Podagra plagte.

„Schockschwerenot, Junge, mach' mich nicht böse! Hab' mich, solange du dem Bakel entronnen bist, nicht in deine Chosen eingedrängt. Aber das Herumgemautze und Miaulen, immer mit dem mühseligen Bestreben, es zu verbergen, ich kann's, bei Gott, nicht mehr mit ansehen! . . ."

„Laß nur, Papa! —"

Der Hauptmann hatte am Fenster gestanden und auf die Gasse hinausgesehen, in das Schlackenwetter,

das seit einer Woche regierte als ein recht unsommerlicher Gast. Es war, als kämen die drei gestrengen Herren, die im Mai ausgeblieben waren, jetzt im Juni nach.

„‚Laß nur‘“, machte der alte Herr nach. „‚Laß nur!‘ . . . Der Geier soll da ‚lassen!‘ Ich kenne dich nicht wieder seit den letzten vierzehn Tagen.“ Er stand etwas mühselig auf und humpelte bis an die Seite des Sohnes.

„Aber, Papa, willst du wohl sitzen bleiben!“

„Nee, mein Junge. Ich will nicht!“ Er hatte seine Hand auf des Sohnes Schulter gelegt und nickte ihm zu. „Ich will mal einen ernsten Ton mit dir reden. Und wenn dir das nicht paßt, dann laß ich heute noch meinen Koffer packen und fahre nach Wiesbaden. Was zu bunt ist, ist zu bunt! . . .“

„Ich wollte, ich könnte mit . . .“

„Komm' mit, Hasso! Nimm vierzehn Tage Urlaub, es wird dir gut thun.“

„Bitte, Papa!“ Der Sohn hatte den Vater unter den rechten Arm gegriffen und führte ihn vorsichtig zum Sofa zurück. „Es geht leider nicht, Papa. Ich kann nicht fort, ich würde auch keinen Urlaub erhalten.“

„Rück' mir mal den Stuhl 'ran! So —.“ Der alte Herr hob erst das rechte, dann das linke Bein auf den Sessel. „Diese nichtsnutzigen Ständer! Das kommt von dem Wetterumschlag,“ stöhnte er, „so schlecht ist es mir noch in keinem Frühjahr gegangen.“

„Du solltest wirklich nach Wiesbaden gehen, Papa.“

„Willst mich wohl los sein? Was? Nee, ohne dich nicht! Und keinen Urlaub? Na, hör mal, Hasso, du hast dich das letzte Jahr redlich geplackt — das wäre ja noch schöner, wenn man dir lumpige vierzehn Tage abschlagen wollte!"

Der Hauptmann hatte sich einen Stuhl herangezogen, dem Vater gegenüber. „Die Zeiten haben sich geändert, Papa. Der Oberst würde es höchst erstaunlich finden, wenn ich in dieser Jahreszeit, ohne Totenschein, auf Urlaub gehen wollte. Als jüngster Compagniechef noch dazu!"

„So, so? Nun, wir waren zu unsrer Zeit auch nicht faul. Aber mit Urlaub wurde nicht gegeizt, im Gegenteil, man gönnte jedem seine Ausspannung, wenn er seine Pflicht gethan hatte. Freilich, so mit Hochdruck wurde damals wohl nicht gearbeitet. Ihr seid ja jetzt alle im Training, wie ein Hunter vor der Herbstcampagne. ‚Keine Ruh' bei Tag und Nacht' ... Mit Verlaub zu sagen, Hasso: Wenn das überall so ist, wie hier, dann, scheint mir, ist die Armee auf dem besten Wege, nervös gemacht zu werden. Und solch eine nervöse Truppe — hm! ... Ich weiß nicht, ob das gerade eine wünschenswerte Eigenschaft ist!"

„Es ist nicht so schlimm, Papa."

„So? Na, weißt du, so recht glaub' ich dir das nicht. Ihr, so weit ich sehen kann, gapst alle wie die Windhunde. Wenn ich so zurückdenke, geschont wurden wir ja auch nicht. Und grob waren damals unsre hohen Herren ... grob wie Bohnenstroh. Herrgott von Strammbach! Wenn der alte Santitz uns beim Ba-

taillonsexerzieren zusammenritt, dachten wir oft, es sei höchste Zeit einzupacken. Wie oft hat er mich angebrüllt. Aber wenn er dann mit uns im Frühstückszimmer saß und sich seine Pfirsich mit Möselchen genehmigte, dann lachte er so gemütlich, daß man ihm nicht böse sein konnte. Hab' ich dir die Geschichte mit dem Nathanson schon mal erzählt, Hasso? Nein? Na also. Ich hatte da einen unmenschlich langen Judenjüngling in die Compagnie bekommen mit einem großen schwarzen Vollbart. Der Kerl war so groß, daß ich ihn nicht verstecken konnte, er mußte ins erste Glied. Und, hol' mich der Geier, jedesmal beim Bataillonsexerzieren schrie der alte Santitz: ‚Will der Kerl mit dem Judenbart in der neunten Compagnie wohl zurück!‘ ‚Was bummelt die lange Latte mit dem schwarzen Bart in der neunten Compagnie, will der Kerl wohl die Knochen durchdrücken!‘ ‚Da ist schon wieder das lange Laster mit dem Bart‘ ꝛc., — es war zum Auswachsen. Also eines Tages lasse ich Monsieur Nathanson rasieren. Am andern Morgen ist Bataillonsexerzieren. Der Santitz hat kaum zum erstenmal aus der Tiefe deployieren lassen, so brüllt er wieder: ‚Will der schwarzbärtige Jud' — —‘ Plötzlich unterbricht er sich, beugt sich vor, schüttelt mit dem Kopf: ‚Herr Hauptmann von Hellbach!‘ — ‚Herr Oberstwachtmeister!‘ — ‚Wo ist der Israelit in Ihrer Compagnie?‘ — ‚Der Nathanson, Herr Oberstwachtmeister? Er steht, wie stets, als der sechste Mann im ersten Gliede.‘ — Zum Donnerwetter, ich seh' ihn doch aber nicht. — ‚Dort, Herr Oberstwachtmeister.‘ — ‚Nee, der Kerl hatte doch 'nen Bart.‘

— ‚Er hat sich ihn abnehmen lassen.‘ — ‚Freiwillig, oder haben Sie es befohlen?‘ — ‚Ich habe es befohlen.‘ — ‚So? Was, in Geiers Namen, haben Sie mir meine Bärte in meinem Bataillon abnehmen zu lassen, Herr Hauptmann! Solch einen Staatsbart, man sah ihn auf hundert Schritt‘, und so ging das Unwetter weiter, und viel fehlte, glaub' ich, nicht, dann hätte er befohlen, ich solle dem Manne einen falschen Bart auf der Kammer anmessen lassen. Aber nachher, im Kasino, mußte er sich den kugelrunden Bauch halten vor Lachen, daß ich ihn hereingelegt hatte. — Du hörst ja gar nicht zu, Hasso?"

„Doch, Papa, doch!" Hasso Hellbach fuhr auf. Seine Gedanken waren während der langen Erzählung des Vaters wirklich auf der Wanderung gewesen.

„. . . Er lachte, der alte Santitz, bis ihm die Thränen aus den kleinen Schweinsäugelchen trieften. — Euer Pflaune, glaub' ich, kann überhaupt nicht lachen. Was? Und grob sein auch nicht?"

Der Sohn antwortete nicht.

Aergerlich zog der Major die Schultern hoch. „Hör' mal, Hasso, du bist wirklich gräßlich ungemütlich. Sprich dich doch wenigstens aus. Hast du dienstlichen Aerger?"

„Den auch, Papa."

„So, den auch! Das klingt ja recht vielverheißend. Ist denn wirklich mit dem Manne so schwer auszukommen?"

Hasso Hellbach sprang auf und schob heftig seinen Stuhl beiseite. Und so einsilbig er bisher gewesen,

nun sprudelten ihm die Worte von den Lippen, als ob er sie bis zu diesem Augenblick nur mühsam zurückgehalten habe. „Ja, Papa,“ stieß er hervor, „es ist in der That nicht mit ihm auszukommen, — ich wenigstens weiß mir keinen Rat mehr, und wie mir, geht's andern auch. Wär' ich's nur allein, der stöhnt, ich würde die Zähne zusammenbeißen und mir sagen, daß er recht und ich unrecht hätte. Aber es ist wohl nicht einer von uns zwölf Compagniechefs, der's nicht satt hätte.“ —

Der Major pfiff wieder die Melodie vor sich hin: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ . . .

„Nein, Papa, das ist es wirklich nicht. Ich thue meinen Dienst gern, und Hand aufs Herz, Papa, hast du mich je über ein Zuviel stöhnen hören? Aber worunter wir alle leiden, das ist die ewige, endlose Nörgelei, dies Nichtrechtmachenkönnen, das unaufhörliche Tadeln bei all und jedem! Ich gebe zu, es war ganz gut, daß wir einmal ein bißchen hart angefaßt wurden, wir waren vielleicht zu sehr verwöhnt. Aber nun nie ein Wort der Anerkennung, immer ein der Form nach tadellos höfliches und doch gallebitteres Verreißen, auch wenn man seine beste Kraft einsetzte . . . es ist zum Rasendwerden! Und es trifft nicht nur uns Compagniechefs, es trifft die ganze Truppe. Anfangs that's unsren Leuten wohl, daß sie die straffere Zucht merkten, jetzt beginnt ein mürrischer Widerwillen einzureißen, ein passiver Widerstand, so weit ein solcher in unsrer Armee überhaupt möglich ist. Die Lieutenants —“

„‚Lieutenants nur verbrecherlich, finden alles lächerlich.‘“ —

„Bitte, Papa, scherze nicht! Es ist wirklich nicht zum Scherzen. Die Lieutenants zucken die Achseln; neulich sagte mir mein braver, fleißiger Graf Weltingen, als ich ihn wegen seines Turnunterrichts belobte: ‚Es hilft ja doch nichts, Herr Hauptmann.‘ Die Unteroffiziere sind mißmutig, den Kerl'n steht's auch auf dem Gesicht geschrieben: ‚Wozu sich anstrengen, es hilft ja doch nichts!‘ Und ich bin bald auch so weit, — es hilft ja doch nichts!“

„Das will ich nicht hoffen, Hasso!“ Der Major war ganz ernst geworden. Er richtete sich aus seiner behaglichen Stellung auf und klopfte dem Sohn auf die Schultern. „Lieber Junge, laß dir von deinem alten Vater eines sagen: Wenn sich das alles so verhält, wie du es schilderst, und ich zweifle nicht daran, dann wird der Mann keine Seide spinnen. Es ist zwar Unsinn, wenn man sagt: ‚Gestrenge Herren regieren nicht lange‘, — gestrenge Herren sind meist gute Regenten und regieren meist sehr lange; aber das alte Andersensche Wort paßt: ‚Schweinsleder besteht, Vergoldung vergeht‘. Und der Pflaune ist, wenn mich nicht alles täuscht, nur vergoldetes Grobmetall, Doublé, Talmi! Das blendet seine Zeit, aber es ist, gottlob, bei uns in der Armee noch immer so gewesen, daß die unechten Geister bald erkannt werden.“

„Du irrst leider, Papa. Pflaune ist nach allem, was man sieht und hört, sehr gut angeschrieben.“

„Wart's ab, warte es ab! Laß nur erst die Be-

sichtigungen kommen und das Manöver, und du wirst sehen, wie schnell er abwirtschaftet. Das ist auch noch immer so gewesen: Wer kein Herz für seine Truppe hat, der erreicht nichts. Also abwarten und bis dahin seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit thun. Versteh mich recht: nicht nur mit dem Blick nach oben, viel mehr noch mit dem richtigen Blick nach unten. Steure mit Ernst und Strenge und Wohlwollen — Wohlwollen — Hasso, in deinem kleinen Kreise dem, was du vorhin als passiven Widerstand bezeichnetest, geh' selbst auch darin mit gutem Beispiel voran: du bist nicht Herrn Oberst Baron Pflaune, du bist deinem obersten Kriegsherrn für deine Compagnie verantwortlich. Daran denke!

„So, Hasso," der Alte schluckte ein paarmal und dann fuhr er mit einem leisen Blinzeln fort: „Das wäre abgethan. Aber du machst mir nicht weis, daß es der Dienst allein sei, der dich drückt."

Hauptmann von Hellbach lachte gezwungen auf: „Du bist sehr scharfsichtig, Papa."

„Schulden hast du nicht, Hasso, das weiß ich. Kameradschaftlichen Aerger auch nicht — überhaupt, was dir auf dem Gesicht geschrieben steht, stammt aus einer tieferen Region . . . da her." Er tippte mit dem Zeigefinger in der Richtung des Herzens. „Still, Hasso, ich will nichts wissen! Das sind Dinge, die jeder mit sich allein abmachen muß, in die auch der Vater nicht hinein gehört. Nur die Hand drücken wollt' ich dir, armer Kerl, und dazu auch wieder sagen: Kopf hoch, Junge! Und denke daran, daß es schließlich nur wenigen

Männern beschieden ist, ihre erste echte Liebe heimzuführen. Das ist nun auch einmal im Leben häßlich eingerichtet . . . ja! Aber unser guter Gott wird wohl gewußt haben, warum er's so und nicht anders eingerichtet hat."

Der Alte fuhr sich mit der umgekehrten Rechten hastig über die Augen. „Armer Kerl —!" murmelte er noch einmal, und dann sprang er plötzlich ohne Rücksicht auf seine umwickelten Füße auf, umhalste den Sohn und küßte ihn rechts und links auf die Wange: „Du lieber, armer Junge! . . ."

Einen Augenblick lehnte Hellbach den Kopf an des Vaters Schulter. Aber er richtete sich sofort energisch auf. Er sprach nicht gleich. Mit fest zusammengepreßten Lippen sah er starr vor sich hin. Dann sagte er ernst und gelassen: „Ohne Sorge, Papa, auch das wird überwunden werden, auch das . . . so schwer es ist!"

Neuntes Kapitel.

In dem kleinen Doktorhause waren stille, trübe Tage eingezogen. Die Sorgen kamen mit leisen Schwingen und hielten Rast unter dem bemoosten Dache.

Ohne vorherige Anmeldung war der Sohn des Hauses heimgekehrt, auf kurzen Urlaub nur, wie er sagte, zur Vollendung einer wissenschaftlichen Arbeit. Und schon nach der ersten Stunde merkte der Vater,

daß er einen Patienten mehr bekommen habe, einen schweren Fall sogar, denn der Patient litt nicht körperlich, sondern seelisch. Willy Bernhaupt, der noch vor kurzem so heitere, frohe Briefe aus Berlin geschrieben, saß träumerisch in den Stuben oder in den stillsten Winkeln und Ecken des Gartens umher, die lange Gestalt vornübergebeugt, das frische Gesicht schmerzlich verzogen, den sonst so keck aufgedrehten Schnurrbart an den Mundwinkeln herabhängend. Die „wissenschaftliche Arbeit" ruhte vorläufig, obwohl der Autor eine Riesenkiste mit alten Schmökern mitgebracht hatte. Besagter Autor setzte auch allen väterlichen Anzapfungen ob dieser Abhandlung einen schweigenden Widerstand entgegen, und nur einmal hatte er geäußert, daß er über das „Speculum humanae salvationis" des Konrad von Alzheim zu schreiben gedenke, welche Mitteilung Papa Bernhaupt mit einem bedenklichen Schütteln des Hauptes entgegennahm. „. . . Aerztlicher Kram aus dem fünfzehnten Jahrhundert! Muß ja sehr interessant sein!"

Auch der Schwester gegenüber sprach sich der junge Gelehrte nicht aus. Er begnügte sich damit, ihr bisweilen schmerzverloren in die Augen zu sehen oder ihre Hand zu einem leisen Druck zu suchen. Ellas gesunde Natur würde ehedem gegen diese verdächtigen Verhimmelungsanzeichen sicher kräftig reagiert haben. Jetzt fügte sie sich bereitwillig der halb ironischen, halb ernsten Mahnung des Vaters: „Laß dem verliebten Stint Zeit, von selbst ins rechte Fahrwasser zurückzukommen."

Um so bereitwilliger that sie das, da es auf ihr

selbst lag, wie ein schwerer Druck, wie die Furcht vor einer nahenden Gefahr. Auch sie war stiller geworden und nachdenklich. Und immer seltener fand sie eine heitere Entgegnung auf die Schlagworte des Vaters, auf seine kleinen Neckereien.

Aber allmählich verstummten auch diese. Die ewig jugendliche Frohlaune des alten Herrn schien zu versiegen. Dann und wann revoltierte er wohl noch mit einer humoristischen Bemerkung gegen die trübe Stimmung im eigenen Hause, den „Bacill des Unmuts“, doch der Humor hatte meist einen etwas galligen Anstrich. Dann kam der Tag, wo er, aus der Residenz zurückkehrend, seinen berühmten Doktorhut, den er sonst immer wie ein Heiligtum an den Riegel hängte, wütend in eine Ecke warf und erst nach einigen besorgten Hin- und Herfragen Ellas damit herauskam, daß ihn ein paar jüngere Herren des Regiments, die früher bei ihm aus und ein gegangen waren, in der Dunseschen Weinstube mit sichtlicher Verlegenheit „umgangen“ hätten. Er lachte dann zwar wieder und meinte, er könne es verschmerzen, eigentlich thäten die armen Jungens ihm leid — aber der Stachel saß doch.

Oben auf dem Schlosse war reges, geselliges Treiben. Seine Wellen schlugen aber nicht mehr, wie früher, bis an die Schwelle des Doktorhauses. Nur ein einziges Mal hatte Baron Bruno unten vorgesprochen. Auf wenige Minuten nur, wie immer liebenswürdig, aber sichtlich gezwungen heiter. „Als ob er einer Pflicht genüge — auch einer seiner vielen gesellschaftlichen Pflichten,“ hatte der Doktor bemerkt,

und Ella hatte sich im stillen gesagt, „als ob auch er unter fremdem Einfluß stände.“ Seither trug sie das Haupt nur noch höher. Es sollte niemand wissen, was sie litt. Zum erstenmal stiegen in ihrer Seele quälende Zweifel empor. Zum erstenmal grübelte sie, ob ihr unbedingtes Vertrauen auch auf fester Grundlage fuße. Sie kämpfte einen ehrlichen Kampf mit sich selbst, indem sie sich die eigentümliche Halbheit ihres Verhältnisses zu dem Baron vergegenwärtigte. Aber sie, deren innerstem Wesen eigentlich jede Halbheit widersprach, unterlag doch aufs neue den tausend Entschuldigungsgründen, die ihr Herz bereitwillig für den Mann hatte, den sie liebte, und den sie mit einem andern Maßstab messen zu müssen meinte, als alle andern.

That das denn nicht auch der Vater?!

Er sprach sich ihr gegenüber so wenig aus, wie er sie befragt hatte — selbst nicht in jener Stunde, da sie nach Hellbachs Scheiden schluchzend an seine Brust gesunken war —, warum jener gegangen. Aber sie wußte, daß er in ihrer Seele las. Sie wußte auch, daß ihre geheimsten Herzenswünsche und ihr Herzensleid ihm nicht verborgen waren, und bisweilen sehnte sie sich schmerzlich danach, ihm um den Hals zu fallen, sich an seiner Brust auszuweinen. Und doch widerstrebte ihr das zugleich.

Da kam der Doktor eines Mittags in höchst erregter Stimmung heim. Er ging sofort in sein kleines Arbeitszimmer und ließ zu Tisch auf sich warten, bis Ella endlich selbst an seine Thür pochte. Als sie öffnete,

lachte er ihr nervös ins Gesicht: „So — so! Deine Suppe wartet. Welch ein Unglück!“

Sie faßte besorgt nach seiner Hand: „Dir ist etwas Unangenehmes zugestoßen, Väterchen.“

„Ach wo, keine Spur! Komm' nur, Kind, unser armer Willy verhungert uns sonst. Er lebt, wie alle Herzkranken, so wie so fast nur von Luft und Liebe!“

Es wurde ein trübseliges Mittagessen, obwohl der Doktor von Zeit zu Zeit das tiefe Schweigen mit irgend einer forciert lustigen Bemerkung unterbrach. Als er aber endlich sein Mundtuch zusammenknüllte und auf den Fußboden fallen ließ, sagte er: „Du, Kind — ich bin also endgültig abgesetzt . . . in Ungnade gefallen, daß du's nur weißt! Vorhin begegnete ich meinem verehrten Kollegen, dem Herrn Geheimen Obermedizinalrat Professor Dr. Köchin; — er fuhr in einem Pflaumeschen Wagen zum Schloß und grüßte mich gnädig herablassend.“

Damit stand er auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Ella hatte gewaltsam an sich halten müssen, um nicht laut aufzuschreien. Aber es war in diesem Augenblick doch nicht die Zurücksetzung des Vaters, die sie kränkte, es war nur eine verzehrende Angst um den geliebten Mann, die ihr das Blut jäh durch die Adern jagte. Und aus dieser Herzensangst heraus fragte sie endlich mit bebender Stimme: „So ist er krank — schwer krank . . .“

„Ich danke dir unterthänigst für die ebenso logische, wie schmeichelhafte Schlußfolgerung, gute Ella! Also

wenn Baron Bruno sehr krank ist, nimmst du an, reicht mein geringes Wissen nicht aus — hast du's gehört, Willy?"

„Aber Vater — lieber Papa! —" Sie sprang auf und hing sich an seinen Arm, den Kopf an seine Schulter lehnend.

„Beruhige dich, Kind! Ich kenne seine Natur. Er wird vorläufig nicht kränker sein, als er immer ist, und der große Oberkollege wird ihm zunächst sogar überraschend schnelle Hilfe bringen. In Gestalt einiger medikamentöser Peitschenhiebe nämlich, bei denen die Striemen, die der Patient davonträgt, dann erst viel später, dafür aber desto stärker fühlbar werden.

„Du mußt zu ihm, Papa, ich flehe dich an!"

Der Vater war bis an das Fenster getreten; Ella blieb dicht neben ihm, immer noch seinen Arm umklammernd. Jede Fiber in ihr bebte. Nun hob er langsam seine beiden Hände und umschloß damit zärtlich ihr Gesicht. Lange blickte er ihr tief in die Augen, und unter seinem Blick wich das Blut aus ihren Wangen, um dann plötzlich in einer heißen Welle zurückzupulsen, als er ihre Stirn küßte: „Mein liebes, armes Kind," sprach er leise. „Er ist doch von noch schwächerem Holze, als wir beide glaubten."

„Geh' zu ihm, Vater, thu's um meinetwillen!" bat sie noch einmal unter strömenden Thränen.

Nun ließ er die Hände langsam herabsinken und schüttelte ernst den Kopf. „Nein, mein Kind!" Er sagte es milde, aber mit einer Bestimmtheit, die jede Widerrede ausschloß. „Ich kann es nicht. Ich würde

gegen eines der obersten Gesetze verstoßen, welche die sittliche Welt regieren — gegen das Gesetz der Selbstschätzung. An dies Gesetz denke auch du, Ella. Es war wohl hohe Zeit, daß wir ... wir beide daran erinnert wurden. Glaube nicht, daß es mir leicht wird, so zu thun, wie ich thun muß. Denn, Gott weiß es, ich habe den Mann, den wir beide meinen, lieb gehabt, fast wie einen eigenen Sohn, trotz aller seiner Schwächen. Aber die Stunde ist da, wo wir endlich diesen Schwächen unsre Stärke entgegenstellen müssen — unsern Stolz!"

Er küßte sie noch einmal sanft auf die Stirn, dann ging er in sein Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab.

Ella blieb am Fenster stehen, und des Vaters letzte Worte klangen weh in ihrer Seele nach. Ihr war es, als rüttele eine rauhe Hand an ihren heiligsten Empfindungen. Sie lehnte sich innerlich auf gegen die ernste Mahnung, und doch tönte in ihr eine überzeugende Stimme: „Er sprach die Wahrheit — die bittere Wahrheit — und sie auszudenken, sie auszusprechen, war ihm kaum minder schmerzlich, denn sie mir klang."

Minutenlang mochte sie mit thränenumflortem Blick in das Grün hinausgestarrt haben, ganz in sich versunken, ganz nur mit sich beschäftigt. Da fühlte sie plötzlich eine weiche, schlanke Hand auf ihrer Schulter, und eine leise Stimme sprach zu ihr: „Arme, liebe Ella!"

Ihr Bruder, dessen Anwesenheit sie ganz vergessen hatte, war zu ihr herangetreten.

Und nun zog er sie sanft vom Fenster weg zum Sofa, zwang sie niederzusitzen und setzte sich neben sie — immer ihre Rechte in der seinen. Und er, der in all den Tagen seiner Anwesenheit nie über seinen eigenen Kummer gesprochen, begann jetzt, ihr von seiner stillen Liebe zu erzählen und von all den künstlichen Hindernissen, die man zwischen ihr und ihm aufgetürmt hatte. Es war, als ahne er, daß er heute bei der Schwester den rechten Ton finden, auch das richtige Verständnis treffen werde — es war ihm aber auch, als müsse es ihr heute wohlthun, von seinem eigenen Herzeleid zu hören.

Er war ein umständlicher Erzähler, einer von denen, die immer vom geraden Wege abweichen und von seitlich des Pfades her Gleichnisse und Parallelen heranziehen. So wurde ihm Margit Menger, die Mutter seiner Lotti, zur biblischen Delila, die Simsons Leben vergiftete — „Philister über dir!“ — und indem er sie zeichnete, kam die ganze Bitterkeit, die seine Brust erfüllte, zum Durchbruch. Zug auf Zug trug er zusammen zu ihrem Charakterbilde, und dann stieß er plötzlich hervor: „Sie ist ein Typ unsrer Zeit. Trügerisches Talmi ist sie, unecht und unwahr! Und Talmi sind sie alle, diese Pflaunes — Streber und Parvenüs der gleichen Gattung, in so verschiedenen Farben sie auch schillern und schimmern.“

Nun fühlte sie sich wieder verletzt. Wer gab dem Bruder das Recht, von der Berliner Bankiersfrau auf den Schloßherrn von Trunberg, von dem eiteln, herrschsüchtigen Weibe auf den Mann zu schließen, zu

dem sie so lange in Verehrung — in stiller Freundschaft — nun ja! und dann mit sehnsuchtsvoller Liebe empor gesehen hatte?!

Sie wollte sich erheben, aber er drückte sie sanft wieder neben sich nieder. Als ob er ihre Gedanken mit gefühlt, fuhr er fort: „Du zürnst mir in diesen Augenblicken, Ella. Und noch etwas andres: du sagst dir, daß ich, der ich mich scheinbar so widerstandslos in mein Geschick ergebe, anstatt zu ringen und zu kämpfen, nicht berufen sei, zu urteilen. Aber sieh, Ella, die Kräfte und Gaben sind verschieden verteilt. Ich kenne meine Schwäche ganz genau — ich bin kein Mann der That, wenn mir auch manchmal ein Hoffen aufsteigt, daß meine Stunde noch kommen wird. Ich war von Jugend auf eine träumerische Natur — ich wurde, wie ihr's wohl nennt, ein Bücherwurm. Aber in mir war immer eine Gabe, zu sehen und zu erkennen — Menschen und Dinge. Und, ich glaube, ich habe den Baron Bruno stets richtiger beurteilt, als ihr alle. Nein, er ist gewiß kein schlechter Mensch. Er ist sogar der besten Regungen fähig. Er ist gutherzig und wohlwollend, und eine bestrickende Liebenswürdigkeit ist ihm zur zweiten Natur geworden. Aber unser guter Vater sah trotz seiner scharfen Augen doch nicht auf den Grund, wenn er ihn vorhin nur ‚schwach' nannte. Glaub' es mir, Ella, auch der Baron ist Talmi, und er ist noch ein gefährlicheres Surrogat, weil die Vergoldung bei ihm stärker ist, weil man die Fälschung schwerer erkennt. Glaub' es mir nur, der Grundzug, der Kern im Wesen aller dieser Streber, das treibende

Agens in ihnen ist der Egoismus, die Liebe zum höchsteigenen Ich!"

„Nein, tausendmal nein!" Es war das erste Mal, daß Ella den Bruder unterbrach, mit einem Ausruf des Widerstrebens, der aus der Tiefe ihres Herzens kam.

„Und es ist doch so, Ella! Du übersiehst nur, daß der Egoismus auch zum Selbstbetrug führen kann, und gerade das ist bei ihm, bei Bruno Pflaune, der Fall! Er betrügt sich selbst, indem er sich Ziele steckt, die des Erreichens gar nicht wert sind. Das hindert aber nicht, daß er, um sie zu erreichen, schließlich jeden Weg einschlagen wird, der ihm der rechte dünkt. Und — denke an mich, Ella — er wird sich nicht davor scheuen, andre Menschen — auch solche, Ella, die ihm teuer sind — am Saume solch eines Weges zurück zu lassen. Er wird dann freilich dereinst wohl auch einsehen, was er Uebles gethan, aber die Reue wird erst kommen, wenn es zu spät ist."

Es war eine wunderliche Art, wie der junge Gelehrte sprach. Leise und zugleich wie dozierend, auch wenn er die geheimsten Regungen seines Herzens und seines Denkens enthüllte. Alles gescheit, logisch geordnet — und doch ohne Ueberzeugungskraft, weil es stets den Eindruck des künstlich Konstruierten machte. So wirkte es wenigstens auf die Schwester. Es kam über sie wie ein Widerwille gegen die klugen Worte, gegen eine Weisheit, welche des Hintergrundes der Kraft, des Selbstkönnens so ganz entbehrte. Fast hochmütig krausten sich ihre Lippen.

„Splitterrichter, der du den Balken im eigenen Auge nicht siehst!“ sprach sie hastig.

Er zuckte zusammen, und eine helle Röte strömte über sein feines Gesicht. Aber er blieb ganz ruhig. Er lächelte sogar, ein leises, schmerzliches Lächeln. „Du irrst, Ella! Ich sagte dir schon: ich bin kein Mann der That. Aber ich bin ehrlich, das gibt mir das Recht, zu urteilen. Du aber, Ella, du bist blind mit sehenden Augen.“

Einen Moment saß sie, ohne zu antworten. Starren Blickes sah sie an dem Bruder vorüber ins Leere. Dann aber brach plötzlich die verhaltene Leidenschaft in ihr durch. Sie sprang auf und preßte beide Hände gegen die wogende Brust.

„Blind?!“ stieß sie hervor, „— — blind! Ja denn, ich war blind, ich bin blind! Ihr Grausamen, die ihr mir diese Blindheit rauben wollt! Laßt mir, ich flehe euch an, laßt mir meine Blindheit, laßt mir meinen Traum, laßt mir mein Glück! . . . Und wenn denn schon einst das Erwachen, das Sehen kommen muß, dann soll es nicht durch Euch kommen, ich werd's zu ertragen wissen, wenn die Stunde da ist, aber gönnt mir jetzt noch eine kurze Frist, eine Spanne Zeit nur!“ Sie hob die Arme gen Himmel, und ihr Körper zuckte vor innerer Erregung.

„Schwester — Ella!“ Auch er war aufgestanden und versuchte, seinen Arm um ihre Schultern zu legen. „Ella, zürne mir nicht! Ich meinte es so gut — und, Ella, tragen wir denn nicht gleich schwer?“

„Nein! Tausendmal nein! Das thun wir nicht!

Vergleiche uns nicht . . . ich ertrag' es nicht. Großer Gott . . . du bist ein Mann! Du darfst um dein Lieb ringen, und Schmach . . . Schmach über dich, wenn du es nicht thust! Ich aber . . . Weißt du denn, Willy, wie ich innerlich leide?! weißt du, was es heißt, einem Herzensglück entsagen sollen . . . wortlos . . . klaglos, — ohne sich anklammern zu dürfen an irgend eine Hoffnung, ohne den Kampf aufnehmen zu dürfen! Und weißt du, was es heißt: zu wissen, daß dieser Mann, den ich liebe und der mich verschmäht, trotzdem nur mich, mich allein liebt, und daß er zu Grunde gehen wird ohne mich? Geh' mir, Willy, mit deinem Geschick und deinem Leid! Und komm' du mir nicht, wie der gute Vater vorhin, mit unserm Stolz! Was sind das alles anders als Worte, Worte und immer wieder Worte! Rauch und Schall! Fühl' du dich erst einmal von dem Liebsten, das du hast, in tiefster Seele gekränkt . . . verstoßen, ringe du erst einmal mit dir selbst, wie ich in dieser Stunde, und dann komm wieder, dann setze deine schönen Worte! . . . Armseliges Leid, das du trägst, gegen meinen . . . meinen Kummer — —!"

Ella verstummte.

Langsam sanken ihre Arme herab. Es war plötzlich, als folge der Ueberreizung aller Nerven eine tiefe, tiefe Abspannung. Von selbst suchte sie Anlehnung an den Bruder. Und dann schlug sie beide Hände vor das Antlitz. — — —

Zehntes Kapitel.

„Der Menger gibt!“

„Unsinn! Machen Se kein Geseire!“

„Doch, mein Wort drauf! Es wird ein Rummel, ein großer, ein gewaltiger Rummel!“

„Er bricht sich den Hals.“

„Wer weiß? Er weiß!“

„Nix weiß er.“

Bis draußen in die Garderobe, wo die seidengefütterten Sommerüberzieher und die spiegelblanken Cylinder in langen Reihen paradierten, drang der Lärm des Saales. An der Thür des Journalistenzimmers drängten sich die Börsenberichterstatter, um die Telephonzellen entspannen sich kleine Kämpfe der „jungen Männer“, die nach den Geschäften fernsprechen sollten. Aus der Restauration stürmten die letzten Besucher, ihr kümmerliches Lachsbrötchen in Stich lassend.

„Was gibt er?“

„Er hat einen Coup vor — einen Hauptcoup! Er weiß etwas!“

„Bah, wer was weiß, fällt immer 'rein!“

„Der Menger nicht!“

„Hol' ihn der Geier.“

„Wird sich hüten! Ist zu mager —“

„Donnerwetter, meine Hühneraugen.“

„102 — 101 — 99,75 —“

„Er ist toll!“

„Deubel auch! Ich nehm'!“

„99,60 —“

Da stand er selbst, der kleine Mann, in seiner Nische. Scheinbar ganz gleichgültig, als ginge ihn der ganze Rummel, der die seit Wochen gelangweilte Börse in helle Aufregung versetzte, gar nichts an. Mit lächelnder Miene, mit eiserner Stirn stand er da.

Dann und wann drängte eine Stromwelle bis zu ihm heran, und er lächelte und zuckte die Achseln.

Dann und wann kam irgend ein würdiger alter Herr, ein Gewaltiger der Börse, und tuschelte mit ihm. Und er lächelte und zuckte die Achseln.

Dann und wann kam ein Depeschenbote und reichte ihm ein Telegramm. Er las es, lächelte wieder und warf für einen seiner jungen Leute eine Zeile aufs Papier. Der eilte davon zu einem der Makler.

„Deutsche Bank — 203,25 — 202,75 — 201 — 199,50 —"

„Ich nehme."

„Hundert Stück Deutsche."

„199,25 — 199 —"

„Deutsche Bank! Er weiß etwas. Das sind die Anatolischen Eisenbahnen, — die Türkei steckt dahinter. —"

„Unsinn! Paris kommt fest."

Und dann plötzlich ein Drängen und Schieben, ein Drängen und Stoßen.

Eine neue Wolffdepesche . . .

„Türken 21,57½, — Ottomanbank 572,00, — Schockschwerbrett, glauben Sie, ich hab' meine Stiefeln gestohlen? —"

„Paris kommt schwach."

„198,50 — 198,20 —“

Ueber allem eine schwüle, stickige Luft, ein Dunsthauch von Schweiß und Parfüm.

„Wien, da ist Wien! —“

„Nein, — London. —“

„Türken 21,43, — Italiener 90,25. —“

„Tendenz schwach. —“

„198 — 197,50 — 197 —“

Und der kleine Mann steht noch immer auf seinem Platze und lächelt und zuckt die Achseln.

„Wie? Was? So zeigen Sie doch!“

„Times bringen, daß Rußlands Note an Türkei wegen Armeniergreuel —“

„Ach, Unsinn, — Blech! —“

„London kommt schwach, — Wien meldet Deroute in Türkenwerten.“

„Türken 21,60 — 21,20 — 19,40 —“

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist drei Uhr.

Bernhard Menger steht auf der Treppe vor der Börse und schüttelt einem alten Bekannten die Hand.

„Heißer Tag heute, na, zufrieden?“

Er lächelt wieder, zieht die Achseln hoch und winkt seinem Kutscher. Und dann sinkt er in die Kissen des Coupés, drückt den schmerzenden Kopf fest gegen die Rücklehne und verschränkt die Hände im Schoß. Nun lächelt er nicht mehr, er ist müde, todesmüde. —

Nicht einmal mehr denken kann er. Nicht sich seines Sieges freuen. Nur Ruhe, — Ruhe, — Ruhe. —

Der Wagen rollt über die Brücke, durch den Lustgarten, die Linden entlang. Ringsum braust das Leben der Großstadt hundertgestaltig. Was kümmert es ihn! Er sieht es nicht, er hört es nicht. Wie ausgelöscht aus seinem Gedächtnis sind plötzlich die letzten Stunden. Und nur wie ein Traumbild gaukelt ihm ein blasses, liebes Gesichtchen vor den geschlossenen Augen, und er meint, durch all den tobenden Lärm ein feines Stimmchen zu hören: „Du armer Papa du! —"

Nun hält der Wagen plötzlich.

Er erschrickt. Ja so, — da ist ja das Firmenschild, — Gold auf Granit: A. P. Menger & Söhne.

Richtig, sie war ja wohl wieder einmal gerettet, die alte Firma! So gut wie gerettet, — für heute, für morgen, — für übermorgen —

Der Portier riß den Schlag auf. Schwerfällig stieg der gebeugte Mann aus. Er mußte sich auf den kräftigen Arm des Portiers stützen.

Einen Augenblick noch sah er auf die goldenen Buchstaben und die glitzernden Granitplatten rechts und links der Hausthür. Und er lächelte wieder. Aber diesmal kam es ihm aus dem Herzen. Es war ein böses Lächeln des Selbstverspottens.

Und dann schritt er langsam über das Trottoir und durch den Hausflur nach den Comptoirs. — —

Acht Tage alt war sein geschäftlicher Sieg, den die nächsten Börsen noch vergrößert und befestigt hatten. Er konnte dem nahenden Ultimo ruhig entgegensehen.

Da traf ihn am eigenen Herd ein Schlag, so schwer, daß er meinte, er könne ihn nimmer überwinden.

Frau Margit stand im Begriff, nach Marienbad abzureisen. Die Tochter sollte sie begleiten.

In all den letzten Tagen war Lotti wie eine Träumende umhergegangen. Sie hatte nicht auf den sanften Zuspruch des Vaters gehört, nicht auf die heftigen Worte der Mutter. Sie widersprach nicht, sie klagte nicht, aber das Gesichtchen wurde immer schmaler, die großen Augen immer durchgeistigter. Und wenn sie den Vater anschauten, dann las er in ihnen stets denselben stummen Vorwurf und dieselbe unausgesprochene Bitte.

Und Bernhard Menger wußte diesen Blick zu deuten. Mit greifbarer Deutlichkeit stand das Versprechen stündlich vor seiner Seele, das er in einer stillen Nachtstunde dem geliebten Kinde gegeben, sein Wort: „Es soll alles gut werden, vertraue auf deinen Vater!" Auch das Gelöbnis, das er sich selbst gethan, war nicht aus seiner Brust ausgelöscht.

Aber wenn er dann vor seiner Frau stand, wenn sie mit ihren kalten, schönen Augen überlegen auf ihn herabsah, dann schmolz immer wieder seine Willenskraft. Wohl hatte er einigemal einen Anlauf genommen, sich energisch auszusprechen, sein väterliches Bestimmungsrecht zur Geltung zu bringen. Sobald er aber anhub, schnitt ihm Frau Margit das Wort ab, und er duckte sich wie ein geprügelter Hund. So sehnte er den Tag ihrer Abreise herbei, während er

doch zugleich vor der Einsamkeit, die dann in sein Haus einzog, schauderte: was war ihm dies prunkende Heim, wenn sein Kind, sein einziges Glück, darin fehlte.

Ganz im geheimen freilich hatte er sich einen Plan zurechtgelegt, den Plan einer feigen Seele. Er wollte kurz nach der Ultimoregulierung den jungen Bernhaupt aufsuchen und sich mit ihm aussprechen. Der sollte dann mit offenem Visier um Lotte anhalten — und dann, dann — oh ja, dann würde er den Mut schon finden, seinem Kinde das Glücksschiff in den sicheren Hafen zu bugsieren. Und beugte sich dann Margit nicht gutwillig, nun, so mochte Bernhaupt seine Lotte auch gegen den Willen der Mutter an sein Herz nehmen.

Die Kisten und Koffer standen gepackt. Der Schneider und die Putzmacherin hatten ihre Wunderwerke abgeliefert, und Frau Margit schien so befriedigt, daß sie beim Diner sogar ihrem Manne einige gnädige Worte gegönnt hatte. Sie wußte von seinen jüngsten Börsenerfolgen und nahm in ihrer Art auch daran Anteil; die Badereise konnte ja nun mit größtmöglichem Train ausgeführt werden.

Er hatte sich nach dem Mittagessen auf sein Arbeitszimmer zurückgezogen, eine Cigarre angezündet und sich seinen Träumereien und seinen Plänen hingegeben. Es war so etwas wie froheres Hoffen über ihn gekommen. Gemächlich schritt er auf und ab, dann und wann einen Blick in die Bücherschränke werfend. Wunderlich genug; zwischen allen ernsteren Gedanken strich ihm doch

auch manch ein Sammelinteresse durch den Kopf; auch daran dachte er, daß er sich nach dem Ultimo die eine oder andre Rarität zulegen wollte. Warum sollte er nicht? Richtig, von Villau aus fuhr er nach Frankfurt am Main hinüber — vielleicht begleitete ihn sogar Bernhaupt, dort wollten sie dann der Auktion der Ebachschen Bibliothek beiwohnen. Und er nahm das soeben erschienene Verzeichnis derselben in die Hand, um darin zu blättern.

Da hörte er plötzlich draußen auf dem Flur die laute, scharfe Stimme seiner Frau und dazwischen ein leises Weinen. Gleich darauf klinkte die Thür auf, Frau Margit trat ins Zimmer und zerrte die Tochter am Arm neben sich her.

„Aber Margit!“ er stürzte auf sie zu. „Was — was hast du mit dem Kinde?“

Sie stellte sich in Positur, ohne den Arm des leichenblassen Mädchens freizugeben, und lachte höhnisch.

„Was ich habe?! Du willst wohl gleich wieder Partei für das mißratene Kind nehmen? Was? Es sähe dir ähnlich!“

Er raffte sich auf. „Laß Lotte los, du thust ihr weh!“ schrie er sie an und hob sich unwillkürlich vor der großen, massigen Gestalt auf die Fußspitzen.

Sie lachte wieder und preßte ihre nervige Hand nur noch fester um den dünnen Arm. „Was schadet's, wenn ich ihr weh thue. Die Rute hätte sie verdient. Ich war zu gut gegen sie, aber es soll anders werden! Beim Himmel, das soll es!“

Mit verängstigten Augen blickte Lotte um sich,

bald scheu zur Mutter, bald wie hilfeheischend zum Vater hinüber, der unruhig von einem Fuß auf den andern trat. „So sprich doch nur, Margit —“ bat er, mit der Rechten nach der freien Hand der Tochter haschend. „Ich verstehe wahrhaftig —“

„Du verstehst nie, wenn du verstehen solltest. Aber diesmal werden dir die Augen denn doch wohl aufgehen über diese scheinheilige Kreatur hier, dein stilles, unschuldiges Täubchen! Schweige, ich will nicht unterbrochen werden. Ach, daß man das an seinem Kinde erleben muß! Ja, zucke du nur zusammen, Lotte, spiel' du nur die Nervöse. Mir spielst du keine Komödie mehr vor, ich kenne dich jetzt. —“ Einen Augenblick mußte sie doch innehalten, die fette Stimme versagte ihr. Aber dann fuhr sie desto lauter fort: „Also, daß du's nur weißt! Komme ich da vorhin noch einmal zu dem Mädel herein — den Gutenachtkuß wollte ich ihr geben! — da sitzt sie wie gewöhnlich, einer träumenden Nachtunke gleich, auf ihrem Bett, und was hat sie im Schoß liegen: einen Bündel Briefe! Mit einem rosa Bändchen umwunden — Briefe von Männerhand! Ich reiß' sie ihr fort, und sie schreit auf, als ob ich ihr das Leben nehmen wollte. Ich schaue zu, natürlich sind's Briefe von dem jungen Laffen, Liebesbriefe.“

Schweigend, mit gesenktem Haupt hatte Lotte bisher dagestanden; ihr schmächtiger Körper bebte wie Espenlaub. Nun hob sie doch das Köpfchen und sprach, zum Vater gewendet: „Nein, Papa, das nicht — nein!“

Aber da fiel die Mutter schon wieder ein: „Willst

du noch leugnen!“ Sie hob die Rechte und schleuderte vier, fünf dünne Blätter auf den Tisch, mit einem großartigen Schwunge. „Da, Bernhard, überzeuge dich doch gefälligst selbst.“

Langsam ließ er die Hand der Tochter los und nahm eines der Blätter auf. Er erkannte sofort die Handschrift, und in einem Gefühl peinlicher Verlegenheit stöhnte er leise auf. Dann las er halblaut, sich öfter unterbrechend: „Hochverehrte liebe Freundin! Wie glücklich mich doch Ihr Brief gemacht hat, und wie klug Sie Ihre Ansicht begründen. Aber in der Hauptsache haben Sie doch nicht ganz recht: das Wasserzeichen, das Sie erwähnen, ist kein Tannenzapfen, sondern eine Pinie, und es stammt aus dem Augsburger Stadtwappen; Augsburg besaß nämlich schon im sechzehnten Jahrhundert stattliche Papiermühlen.“

Bernhard Menger ließ den Brief sinken: „Aber, liebe Margit, das ist doch ganz unschuldig,“ sagte er zaghaft.

„So? . . . Nun lies nur die andern Wische auch!“

„Mein verehrtes liebes Fräulein! Jeder Brief von Ihnen ist mir in meiner hiesigen Einsamkeit und Verlassenheit eine wahre Erquickung. Wenn Sie ahnten, mit welcher Sehnsucht ich täglich dem Stephansboten entgegenschaue, und wenn Sie doch nur wüßten, welche Fülle von Anregung ich aus unserm brieflichen Wechselgespräch schöpfe. Wirklich, diesmal brachte mir Ihr Schreiben einen ganz neuen Gesichtspunkt für meine Forschung: es ist mir jetzt ganz klar, daß Thüring von

Ringoltingen die ersten Anregungen zu seiner ‚Schönen Melusine‘ —“

Wieder unterbrach sich Menger, und wieder sagte er zaghaft: „Aber, meine liebe Margit — wirklich — das sind doch ganz unschuldige bibliophile Briefe.“

Frau Margit ließ mit einem scharfen Ruck den Arm der Tochter los, trat an den Tisch und riß ihrem Manne die Briefe aus der Hand. „So — das nennst du unschuldig! Da hier das etwa auch: ‚Mein teures, kluges Mädchen findet sich ja selbst in den schwierigsten Fragen zurecht‘ — oder das hier: ‚Denken Sie auch oft und gern an unsre gemeinsamen Arbeiten zurück, meine liebe Freundin?‘ Gemeinsame Arbeiten! Teures Mädchen! Liebe Freundin! Ha—ha! Und das nennt der Mann harmlos! Dieser heimliche Briefwechsel hat wohl überhaupt deine volle Zustimmung, du ausgezeichneter Vater? Oder hast du vielleicht gar den Postillon d'amour für dies bibliophile Liebesgewäsch gespielt! Zuzutrauen wär's dir! Aber ich weiß, was ich als Mutter zu thun habe. In eine strenge Pension werde ich die Göhre stecken. Es gibt solche Anstalten für leichtfertige junge Bälger, wo man ihnen Anstand und Gehorsam gegen die Mutter beibringt. — —“ Sie mußte sich wieder unterbrechen, aber wie um die Pause auszufüllen, riß sie die Briefe des verliebten Bibliophilen in kleine Fetzen und warf sie Lotte vor die Füße. — „So, und wie willst du dich denn nun eigentlich zu der ganzen Geschichte stellen?!“ herrschte sie dann, wieder einigermaßen zu Atem gekommen, ihren Mann an.

Unruhig trippelte er hin und her, als wolle er

dem Blick seiner Frau ausweichen, der ihn unausgesetzt mit stechend scharfem Ausdruck verfolgte. Ein paarmal nahm er einen Anlauf zum Sprechen, aber dann sah er immer wieder zur Tochter hinüber und verstummte.

„Nun, ich warte. —“

Er blieb endlich stehen und sagte, fast weinerlich: „Gewiß, liebe Margit, es ist sehr unrecht von Lotti gewesen, daß sie diesen heimlichen Briefwechsel —“

„Ach was! Du bist ja doch wieder einmal weder Fisch noch Vogel! Und im Grunde, daß ich's nur sage, kommt es mir auf die ganze alberne Schreibselei dort gar nicht in erster Linie an, desto mehr aber auf die Sache selbst. Und da will ich denn wenigstens in deiner Gegenwart unserm Kinde da meine Meinung gründlich sagen: daß sie unanständig gehandelt hat, daß sie uns hintergangen hat, und — vor allem — daß sie in Zukunft all' und jeden Verkehr mit dem Herrn Doktor Habenichts, dem dummdreisten unreifen Burschen, aufzugeben hat! Hast du mich verstanden?“

Mit dem jungen Mädchen war in den letzten Augenblicken eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Ganz langsam war Lotte bis an die Wand zurückgewichen. Nun lehnte sie sich mit dem Rücken an diese, als fühle sie, daß sie einer Stütze bedürfe. Aber sie richtete sich dabei auch auf. Und dann hob sie die beiden Händchen vor die heftig arbeitende Brust und sprach, der Mutter vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben fest ins Auge sehend, mit leiser und doch be-

stimmter Stimme: „Verstanden hab' ich dich, Mama! Und gehorchen muß ich ja! Aber aus meinem Herzen reißen kann ich ihn doch nicht! Ich hab' ihn ja so sehr, sehr lieb." Sie sagte es mit unendlicher Wehmut, und dann ließ ihr Auge von der Mutter ab und irrte zum Vater hinüber, wie mit der stummen Bitte: Verlaß mich nicht ganz!

Frau Margit zog die vollen Schultern hoch, und um ihre schön geschwungenen Lippen zuckte es spöttisch. „Alberne Gans, es fehlt nur noch, daß du ins Wasser gehen möchtest," gab sie kurz zurück. Aber ganz aus dem Herzen schienen ihr die höhnenden Worte doch nicht zu kommen; sie mochte ein Etwas im Blick und in der Haltung der Tochter sehen, das ihr fremd und neu war — eine seltsame Festigkeit bei aller Demut und Ergebenheit, einen passiven Widerstand, der bereit zu leiden, aber schwer zu brechen war. So wandte sie sich denn nicht mehr direkt an die Tochter, sondern doch wieder an den Vater: „Da hast du's! ‚Nicht aus dem Herzen reißen'. — Aber das kommt bloß von deiner elenden Halbheit und Zagheit. Und darum: jetzt sagst du ihr wenigstens auf der Stelle, daß du meiner Meinung bist — ganz meiner Meinung!"

Da stand er nun, der kleine Mann, der vor einer Viertelstunde noch so große freie Pläne der Auflehnung geschmiedet hatte, und preßte in peinlichster Verlegenheit die hageren Finger krampfhaft ineinander. Weder Frau noch Tochter wagte er anzuschauen, und die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Nun?" Frau Margit schob ihre kolossale Figur

näher zu ihm heran. „Was zögerst du denn? Bist du zu feige?“

Er sah einen Augenblick zu ihr auf, mit flehendem Ausdruck. Aber dann senkte er den Blick sogleich wieder. Er kannte diese unerbittlichen grauen Augen, die so schön wie kalt waren, nur zu gut. In ihnen gab es kein Nachgeben, kein Erbarmen seiner Schwäche gegenüber.

„Ich meine, liebe Lotti —,“ begann er endlich, nach Luft ringend, — „du siehst doch, Mama will —“

Da löste sich aber schon die kleine schmächtige Gestalt von der stützenden Wand und schritt auf ihn zu. Lotti legte ihren Arm um des Vaters Schulter, sie schmiegte ihre blasse Wange zärtlich an die seine. Nun ganz furchtlos, mit großen offenen Augen zur Mutter hinüberschauend, sprach sie: „Ich weiß schon, was du sagen würdest, mein lieber, lieber Papa. Aber ich weiß auch, was du denkst! Quäle dich nicht, es ist ja doch alles umsonst.“

Das war zu viel für Frau Margit. Das war in ihren Augen nicht mehr passiver Widerstand, das war offene Auflehnung, unerhörte Rebellion.

Sprachlos stand sie einen Moment. Aber dann stürzte sie sich in maßloser Heftigkeit auf die Tochter. Sie packte sie an beiden Schultern, riß sie von der Seite des Vaters los und zerrte sie bis an die Thür: „Hinaus — hinaus, du freche Person — du ungeratene Range — du Komödiantin — du —! Willst du etwa gegen mich auftrumpfen?! Dich aufspielen gegen deine

Mutter — — mit ihm da! Hinaus, auf dein Zimmer, und du verläßt es nicht, bis ich es dir gestatte!"

Nur ein einziger schwacher Aufschrei entrang sich der Brust des Mädchens. Und nur einmal noch traf ihr Blick den Vater.

Der stand da, beide Hände auf der Tischplatte festgekrallt und bebte am ganzen Körper. Aschfahl war sein Gesicht, und es zuckte in den gefurchten Zügen von dem gewaltigen inneren Kampf, den er in diesen Augenblicken durchlebte. Er hätte seiner Frau fluchen, das Antlitz hätte er ihr zerfleischen können, wie er jetzt diese Plüschdecke hier zerkrallte in namenloser Wut, und er traute sich doch nicht, auch nur ein einziges Wort für sein Kind hervorzubringen. Er schämte sich dessen, feig und erbärmlich kam er sich vor, ohrfeigen hätte er sich mögen; aber die Furcht, die elende Furcht vor dem großen, willensstarken Weibe dort drüben lähmte ihm die Glieder und lähmte seine Zunge. Nichts konnte er in seinem ohnmächtigen Haß als ächzen und stöhnen.

„Hinaus!" schrie sie noch einmal. „Hinaus!"

Und dann klappte die Thür zu. Er hörte es wie im Traum und brach im nächsten Sessel zusammen. Und wie im Traum nur sah er nachher seine Frau auf sich zuschreiten. Er sah sie dicht vor sich stehen, und trotzdem sie ihn nicht berührte, that ihm die Nähe der starken, übergroßen Gestalt körperlich wehe. Und er sah, wie sie die Arme vor der vollen Brust ineinander schlug und verächtlich auf ihn herabschaute. Dann ging sie endlich. Aber lange Zeit verstrich, ehe er den Alp abzuwälzen vermochte, den ihre Gegenwart auf ihn aus-

geübt hatte. Wie noch unter der Wirkung einer Nachsuggestion blieb er liegen, wortlos, regungslos, willenlos. Nur seine Augen irrten unruhig im Zimmer umher.

Schließlich löste sich der Bann. Mühsam raffte er sich auf. An den Bücherschränken entlang tastete er sich mit lahmen Gliedern bis zur Thür und dann bis zum Schlafzimmer seiner Frau. Er legte die Hand auf die Klinke. Sie gab nicht nach. Margit hatte sich eingeschlossen. Aber von drinnen tönten ihre tiefen, lauten und regelmäßigen Atemzüge. Sie schlief, wie immer, fest und ruhig, ungestört und unbelästigt durch die Flut bitterer Gedanken.

Und wieder tastete er zurück durch den Flur bis zu Lottes Zimmer. Auf die Kniee ließ er sich nieder und horchte. Kein Laut! Kein Schluchzen! Leise pochte er an. „Ich bin's ... Papa!" flüsterte er leise erst, dann lauter und lauter. Keine Antwort.

Lange lag er hier auf den Knieen und lauschte und suchte durch das Schlüsselloch zu spähen und klopfte wieder an und bat: „Lotti — meine süße, liebe Lotti — mein armes Kind." — Nichts regte sich drinnen. Nichts — nichts!

Der Morgen dämmerte durch die buntgemalten Flurfenster, als er endlich seinem eigenen Schlafzimmer zuwankte, nicht weil ihn die Müdigkeit übermannte, sondern im halb unbewußten Wunsch, nicht von der Dienerschaft bemerkt zu werden.

Aber als er sich dann auf sein Bett geworfen hatte, fiel er doch fast sofort in einen bleiernen Schlaf.

Und er erwachte erst, als seine Frau ihn aufrüttelte. Sie stand vor ihm, wie er sie noch niemals gesehen. Nur einen Morgenrock hastig übergestreift, das volle Haar unordentlich um Stirn und Nacken, fahl im angstverzerrten Gesicht.

Und als er erschrocken emporfuhr, schrie sie ihn an mit blassen Lippen: „Unser Kind, Bernhard — Lotti ist fort —!"

Schluß des ersten Bandes.

Neunter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Silon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkeley, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band
1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band
1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band		Band	
1. 2.	Voß, Villa Falconieri.	13. 14.	Rod, Die weißen Felsen.
3.	Ohnet, Die Tochter des Abgeordneten.	15.	von Heigel, Der Herr Stationschef.
4.	Hopfen, Die Siegerin.	16.	de Berkeley, Ein Reiseabenteuer.
5. 6.	Croker, Eine dritte Person.	17. 18.	Savage, Die Hexe von Harlem.
7.	Gyp, Flederwischs Heirat.	19.	Verga, Königstigerin.
8.	Bigot, Eine internationale Ehe.	20.	Boyesen, Selbstbestimmung.
9. 10.	Gerbrandt, Sich selber treu.	21. 22.	Mengs, Frost im Frühling.
11.	Loti, Islandfischer.	23.	Niemann, Smaragda.
12.	Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.	24.	Croker, Lady Hildegard.
		25. 26.	Luska, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Der Kraft-Mayr. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Dieser „humoristische Musikantenroman" ist geradezu hinreißend. Wolzogen zeigt sich darin als ein Meister treffender Charakteristik, und wenn auch in den launigen Blättern der Schalk die Pritsche schwingt, so erhalten wir doch ein ernstgemeintes Kulturbild von hohem Wert.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. Von Helene Böhlau.
Das liebenswürdige Talent der Verfasserin der berühmten Ratsmädelgeschichten kommt nie besser zur Geltung, als wenn sie ihre Stoffe dem alten Weimar entnimmt, das so recht ihre eigenste Domäne bildet.

Das Bäschen vom Lande. Von Helen Mathers. Aus dem Englischen.
Eine prächtig erzählte, gemütvolle Geschichte, an der jedermann seine Freude haben muß.

Der Pfarrer von Favières. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit einer bewegten und im höchsten Grade spannenden Handlung verbindet sich im „Pfarrer von Favières" meisterhafte Charakterschilderung zu einem abgerundeten Kunstwerk von starker Wirkung.

Die Heimkehr. Von Ossip Schubin. 2 Bände.
Nur einer echten Dichternatur kann eine so rührende Frauengestalt wie die Heldin dieses prächtigen Romans gelingen. Ossip Schubin hat unseres Erachtens nie etwas Besseres geschrieben.

Vergessene Pflicht. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Mit stets regem Interesse folgt der Leser den verschlungenen Pfaden dieses Romans, der, teils in Frankreich, teils im amerikanischen Westen spielend, eine Fülle von interessanten Bildern darbietet.

Gauner-Ehre. Von C. J. Cutcliffe Hyne. Aus dem Englischen.
Eine höchst originelle, von Leben sprühende Abenteuergeschichte, die sich durch feine Beobachtung und flotte, künstlerische Darstellung weit übers Gewöhnliche erhebt.

Liebe und Gymnastik. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen.
Was sich am schwierigsten von Volk zu Volk vermittelt, ist der Humor. Amicis besitzt ihn so ganz im germanischen Sinne, daß er uns fast näher steht als seinen Volksgenossen.

Ein Millionär. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Mrs. Crokers anglo-indische Romane erfreuen sich einer wohlverdienten wachsenden Beliebtheit, die sie nicht zum wenigsten dem satirischen Humor verdanken, womit die Verfasserin die kleinen Schwächen der Menschen zu geißeln weiß.

Im Joch der Liebe. Von Brada. Aus dem Französischen.
Ein vorzüglicher Roman. Die Dame, die sich unter dem Namen Brada verbirgt, erzählt darin die rührende Geschichte einer weichherzigen kränklichen Frau mit einem schwachen und selbstsüchtigen Lebemann.

Verspielte Leute. V. Helene Böhlau.
Helene Böhlaus ausgeprägte künstlerische Individualität offenbart sich in den zwei reizenden Geschichten, die in diesem Bande vereinigt sind, aufs glücklichste. Man liest nicht mehr, man erlebt, was sie uns aus ihrem Altweimar zu erzählen weiß.

Die goldene Hand. Von F. W. Robinson. Aus dem Englischen.
Eine überaus dramatisch erzählte Kriminalgeschichte, deren Entwicklung man mit atemloser Spannung folgt.

Die schöne Helena. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
In diesem Soldatenroman hat der frühverstorbene Dichter die Höhe seines Könnens erreicht. Die Sprache ist derb und sinnlich frisch; in der Charakteristik und Wirklichkeitsschilderung zeigt sich die Reife der Meisterschaft.

Der Bischof in Not. Von **D. Chr. Murray.** Aus dem Englischen.

Wir haben lange keine so frische und lustige Geschichte gelesen. (Standard.)

Das Geständnis. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen.

In höchst dramatischer, spannender Weise wird hier eine Familientragödie geschildert, deren Opfer unsere Teilnahme in hohem Maß erregen.

Korruption. Von **Percy White.** Aus dem Englischen. Zwei Bände.

Ein zeitgenössisches Sittenbild, wie es wahrer, schärfer und ergreifender selten gezeichnet worden ist.

Künstlerblut. Von **Jacques Vincent.** Aus dem Französischen.

Die so oft im Leben vorkommende Vereinigung von Talent mit Charakterschwäche hat Vincent seinem geistvollen und durch ergreifende Schicksalsführung fesselnden Roman zu Grunde gelegt.

Eine persönliche Ansicht. Von **Leonard Merrick.** Aus dem Englischen.

Mit zarter Hand sucht der Verfasser in diesem geistvollen, den Leser zum Mitdenken anregenden Roman ein höchst eigenartiges Problem zu lösen und gelangt dabei zu einem überraschenden, mit der allgemeinen Anschauung in grellem Widerspruche stehenden Ergebnis.

Die Nihilistin. V. **Graf R. Orloffsky-Golowin.** Aus dem Russischen. 2 Bde.

Wer spielend einen tiefen Einblick in die Verhältnisse der russischen Gesellschaft mit ihren geheimen Unterströmungen gewinnen will, dem sei dieses von einem gewiegten Kenner entworfene Kulturbild empfohlen, in dessen Mittelpunkt eine rührende, sympathische Frauengestalt steht.

Fünfzehnter Jahrgang.

Der Väter zweie. Von **Hans Hopfen.** 2 Bände.

Der so allgemein beliebte Autor bewährt sich in diesem neuen Roman wieder als ein Erzähler ersten Ranges. Mit regster Teilnahme folgt der Leser dem spannenden Faden der reichbewegten Handlung dieser so recht aus dem modernen Großstadtleben geschöpften Geschichte, in deren Personen uns Menschen voll individuellen Lebens entgegentreten.

Um eines Haares Breite. Von **Headon Hill.**

Eine englische Zeitung schreibt über diesen spannenden Roman: „Wem seine Nachtruhe lieb ist, der fange dieses Buch nicht vor Schlafengehen zu lesen an, denn er wird es schwer finden, es wieder wegzulegen, bevor er zum Schlusse gelangt ist."

Willibald Menz. Lavafluten. Von **Ernst Eckstein.**

In einem packenden Beispiel aus dem Leben behandelt der allbeliebte Erzähler in der ersten der beiden Novellen das vielerörterte Problem des Zweikampfes, während er uns in der zweiten einen nicht minder fesselnden tragischen Konflikt aus dem italienischen Volksleben schildert.

Nimrod & Cie. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

In wirksamem Kontrast stellt Ohnet in diesem vorzüglichen Pariser Kultur- und Sittenbild der vierschrötigen Gestalt des Bankiers Nunno, den wir schon in mehreren seiner Romane als köstliche Nebenfigur kennen gelernt haben, das zarte Bild der lieblichen Tochter des Emporkömmlings gegenüber.

Der alte Herrenhof. Von **Mathilde Malling.** Aus dem Schwedischen.

Mit der ganzen Kunst ihrer Feder erzählt uns die berühmte schwedische Schriftstellerin hier eine anziehende Familiengeschichte, die so ganz aus dem Leben gegriffen ist und so ganz den Stempel der Wahrheit trägt, daß es einem beim Lesen warm ums Herz wird, weil man mit den auftretenden Personen liebt und leidet, hofft und fürchtet, ihnen wie lieben Verwandten nahetritt und am Schlusse nur ungern von ihnen Abschied nimmt.

Im Expreßzug Rom-Paris. Von **Major Arthur Griffiths.** Aus dem Englischen.

Eine sehr geschickt erzählte und interessante Detektiv-Geschichte, worin der Leser den Manövern des „chef de la sûreté" mit derselben Spannung folgen wird, womit er die Schritte desselben Beamten in den Romanen eines Gaboriau oder Boisgobey begleitet hat. „The Graphic."

Talmi. Von **Hanns v. Zobeltitz.** 2 Bände.

Dem militärischen Strebertum die Maske abzureißen, unternimmt der rühmlich bekannte Verfasser in diesem wirkungsvollen Roman, worin er sich wiederum als ein feiner Künstler und ein vorzüglicher Beobachter der höheren Gesellschaftskreise erweist.